

Postverlagsort München Ausgabe  
**ZB**  
**ILLUSTRIERTE**  
Für Menschen im Atomzeitalter



**X 15 startklar für Captain Kincheloe**  
**Die Sensation des Jahres: Bemannter Raumflug!**  
**In 500 km Höhe ein Mensch im Weltall**

# Die Sensation des Jahres:

# Bemannter Raum



**Der erste Raumkapitän der Erde** wird Captain Ivan C. Kincheloe sein. Das ehemalige Jagdflieger-As aus dem Korea-Krieg stellte schon 1952 mit der Bell X-2 einen absoluten Höhenweltrekord mit 38 500 m auf. Doch das scheint ihm nicht genug. Er will noch höher hinaus. Die X-15 wird ihn bei seinen Versuchsflügen in Höhen tragen, in die noch kein Mensch vor ihm vorgestoßen ist, er wird durch den Weltraum fliegen.

Durchdringendes Pfeifen lastet über der riesigen Startbahn und den gewaltigen Hangars des Luftwaffenstützpunktes Wendover in Utah. Es dringt selbst bis in den letzten Winkel der in der fahlen Morgendämmerung liegenden BOQ-Bauten (Quartiere der unverheirateten Offiziere), in denen die Piloten der Air Force untergebracht sind. Im hereinbrechenden Licht des neuen Tages macht sich eine Gruppe seltsam gekleideter Monteure, Mechaniker und Ingenieure um eine in makellosem Weiß dastehende Maschine zu schaffen, die mit den normalen Flugzeugen nur die Bezeichnung gemein hat. In dem langgestreckten Rumpf, dem seine gedrungene Form mit dem beiden Wülsten in der Mitte einen ungeheuer kraftvollen Eindruck verleiht, klaffen ein paar schwarze Löcher, durch die dampfende Schläuche ins Innere führen. Es ist die von den North-American-Werken entwickelte X-15, ein Raketenflugzeug. Die Männer, in eigens dazu angefertigten Overalls aus Plastik, mit Schutzhauben über dem Kopf und schweren Plastikhandschuhen an den Händen, hantieren behutsam mit den Schläuchen, durch die flüssiger Sauerstoff mit einer Temperatur von minus 183 Grad und wasserfreies Ammoniak in die Spezialtanks des fremdartig anmutenden Flugzeugs gefüllt wird. Schon seit Stunden geht das so. Ein kleines Stäubchen genügte, und der flüssige Sauerstoff würde in einer spontanen chemischen Reaktion nicht nur das Flugzeug selbst, zu dessen Konstruktion Millionen von Ingenieurstunden notwendig waren, sondern auch die Menschen und die angrenzenden Gebäude in einer ungeheuren Explosion in die Luft sprengen. Doch die Männer verstehen ihr Handwerk.

Eine neue Kolonne mit einem niedrigen Schleppwagen hat sich der alten zugesellt. Kräftige Mechanikerhände schieben die X-15 in ihre Bettung, wo sie sodann hochgebockt wird. Auch jetzt ist das Flugzeug durch Schläuche mit dem begleitenden Tankwagen verbunden. Hat der flüssige Sauerstoff ein-

mal das errechnete Volumen im Tank erreicht, verdampft pro Minute ungefähr ein Kilogramm. Dieses entweicht gasförmig durch einige auf dem Rumpf angebrachte Schlitze und verursacht so das entnervende Pfeifen.

Endlich ist das andere Ende des ehemaligen Salzsees erreicht, an dem eine riesige, silberglänzende B-52 Strato- fortress steht. Wo ehemals der Bombenschacht des gewaltigen Bombers war, klafft jetzt eine Öffnung im Rumpf, bereit zur Aufnahme der neben diesem Giganten klein wirkenden Versuchsmaschine. Hier steht auch die Befehlsstelle, von der aus das Unternehmen geleitet werden soll. Auch Captain Iven C. Kincheloe, der Pilot der Versuchsmaschine, erwartet hier die letzten Ergebnisse der Windrichtungs-, Windgeschwindigkeits- und Temperaturmessungen.



**Der Weltraumdreß der US-Luftwaffe;** vorgestellt von Dr. Edwin G. Vail, Wissenschaftler des Wright-Entwicklungszentrums. Die Druck-Plattform dient der Erforschung der Gewichtlosigkeit in einer Dimension.

## In 500 km Höhe ein Me

Nun ist die X-15 in der B-52 untergebracht. Nur der Flügel mit dem unteren Rumpfteil und der hinteren Seitenflosse ragen unter dem Bomber hervor. Jetzt werden auch die letzten Schläuche eingezogen. Der Start kann erfolgen.

In achtungsvoller Entfernung, um von den Abgasstrahlen der acht Turbinen des schweren Bombers nicht getroffen zu werden, erwarten die an dem Versuch beteiligten Wissenschaftler, Ingenieure, Mechaniker, Warte und Meteorologen den Start. Schwerfällig setzt sich der riesige Bomber in Bewegung und rollt, immer schneller werdend, über die Startbahn.

Innen, in einer von dem Bombenschacht abgetrennten Kabine, zwingt sich Captain Kincheloe in seinen Raumanzug. Denn zur Erforschung der Flugbedingungen im Weltraum ist die X-15 gebaut worden. Vor dem Versuchspiloten der Air Force hatte der Werkpilot von North American, Scott Crossfield, die X-15 schon auf ihre Flugtauglichkeit und Flugeigenschaften geprüft. Die schwere und riskante Arbeit des Erstfliegens war Kincheloe damit schon abgenommen. Er hat sich in monatelanger Arbeit und Diskussionen mit Crossfield und den Wissenschaftlern und Ingenieuren des Herstellerwerkes soweit mit dem Flugzeug wenigstens theoretisch vertraut gemacht, daß nach menschlichem Ermessen der Versuch, an dem so viel hing, gelingen mußte. Dieser Flug würde erstmals einen Menschen in die Exosphäre — also praktisch in den Weltraum führen, und sicher wieder zur Erde zurückbringen. Oberstleutnant Plain, Luftfahrtmediziner des Flugversuchszentrums Edwards, überzeugte sich nochmals von dem dichten Schließen des Anti-ganzuges, der wiederum von dem Temperatur- und Druckanzug umgeben wurde. (Die beim Höhen- und Kurvenflug auftretenden Fliehkräfte drücken das menschliche Blut von Kopf, Armen und Beinen weg in die Bauchhöhle und verursachen damit eine Ohnmacht des Piloten. Einschnürungen der betreffenden Körperteile und automatisch schließende Ventile des Anti-Gravitations-

anzuges halten die normalen Bedingungen aufrecht.)

Etwas ungenlenk stapft Kincheloe in seinem schweren „Raumdreß“ in den Bombenschacht. Während die Hilfspiloten ihm in die Kabine der X-15 helfen und ihn anschnallen, nimmt er noch einen „Schluck“ aus der Sauerstoffleitung der B-52. Schnell verschraubt er das Fenster seines Helms und verbindet den Sauerstoffschlauch seines Raumanzuges mit dem System der Versuchsmaschine. Nun folgt ein wichtiger Teil — vielleicht der wichtigste überhaupt, denn von ihm hängt der Erfolg des Unternehmens ab: das Durchgehen der Kontrollliste. Captain Master, der Copilot der B-52, war ebenfalls nach hinten gekommen und half den Hilfspiloten, das Kabinendach des Raumflugzeuges zu schließen. Kincheloe verriegelt die Haube sorgsam von innen, und nun kann das „checken“, wie die Männer der Air Force sagen, beginnen. Dabei vergleichen Kincheloe im Innern und Master im Bombenschacht der B-52 gemeinsam die Liste. Die Verständigung erfolgt — der Druckkabine der X-15 wegen — per Sprechfunk. Jeder Anzeiger wird auf seinen Stand hin, jedes Meßinstrument auf seine Reaktionen und jedes System auf sein Funktionieren hin geprüft. Versagt auch nur ein Meßgerät oder beispielsweise das Förderpumpensystem für das Raketentriebwerk, muß der ganze Versuch abgeblasen werden. Beide vergleichen die Ergebnisse; alles ist o. k. In ungefähr zehn Minuten wird der Zeitpunkt des Loslösen gekommen sein. Die B-52 wird 14 000 m Höhe erreicht haben, und der eigentliche Start in den Weltraum kann beginnen.

Nochmals sieht Kincheloe sich in seiner Kanzel um. Alle Geräte waren ihm schon seit langem vertraut. Oft hatte er sich, als die X-15 noch im Hangar stand, in die Kabine gesetzt und die einzelnen Handgriffe, die zum Start notwendig sind, ausgeführt. Immer schneller und sicherer war er dabei geworden. Auch die verwirrende Anzahl der neuartigen Instrumente war jetzt für ihn sinnvoll. Alle Bedienungshebel liegen in unmittelbarer Nähe seiner



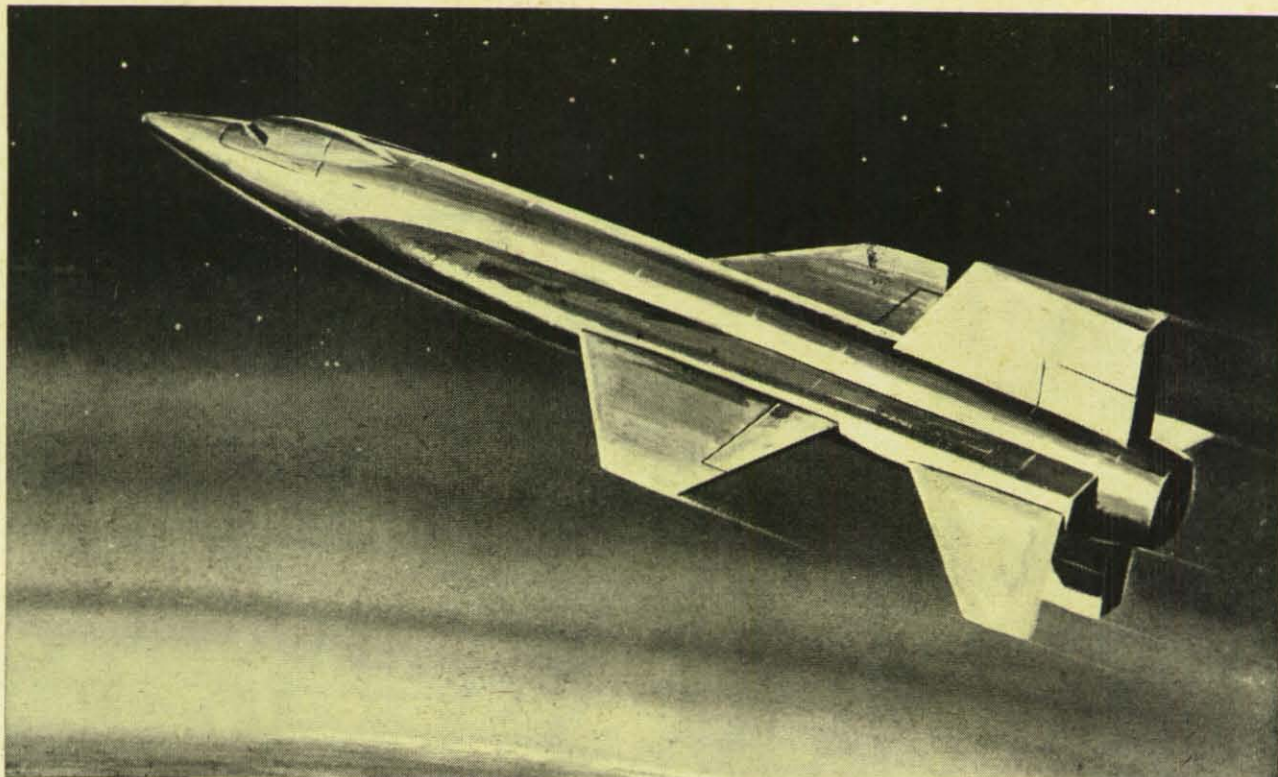
**Der Druckanzug der amerikanischen Marineluftwaffe** bietet ein Höchstmaß an Sicherheit für den Höhenflieger. Das Bild zeigt den Piloten unter Druckbedingungen, wie sie in 21 200 m Höhe herrschen.



**Spezialkombinationen für Stratosphärenflieger** halten auch in großen Höhen den Körper der Piloten unter Normaldruck und verhindern damit die so sehr gefürchtete Blutleere des Gehirns.

# Raumflug nach im Weltall

**Nach den Worten des Leiters des Amerikanischen Flugentwicklungs- und -forschungskommandos, Generalleutnant Irvine, sind die Waffen der Zukunft bemannte Flugzeuge, die sowohl im Weltraum als auch in der dichteren Atmosphäre der Erde operieren können.**



**X-15, das erste Raumflugzeug** wird zur Grundlagenforschung des Weltraumfluges dienen. Zu seiner Konstruktion waren Millionen von Ingenieurstunden notwendig und ganz neue Bauverfahren mußten entwickelt werden. Sein Triebwerk wird ihm den doppelten Schub eines mittleren Bombers verleihen und in Höhen von 480 km über der Erde führen. Trotzdem hat der Pilot alle Chancen, sicher zur Mutter Erde zurückzukehren.

Hände. Dazu waren die Bedienungselemente — entsprechend den letzten Ergebnissen der Kybernetik (Wissenschaft vom Zusammenwirken eines Organismus mit Geräten und Apparaten) an beiden Seiten des Rumpfinnens bis zum Ellbogen des Piloten gezogen worden. In der Hauptblickrichtung liegen Machmeter, Gravitationsmeter, Temperaturanzeiger (für die Rakete) und Durchflußanzeiger, der gleichzeitig auch noch die Anzahl der Brennsekunden des Raketentriebwerks angibt.

In der Funkanlage knistert es: Major Run erkundigt sich nach Richtung und Stärke des Windes in 14 000 m Höhe. Der Kontrollturm sendet sogleich die Daten, und die B-52 steigt weiter mit ihrer Last im Bombenschacht. Zwischendurch kommt die Anfrage der Bodenleitstelle an Kincheloe, wie sich der Druck in den Treibstofftanks hält. Alles o. k.! Nun sind alle Überprüfungen vorgenommen, der eigentliche Flug, der den ersten Menschen in den Weltraum führen wird, kann seinen Anfang nehmen. An der scharfen Linkskurve merkt Kincheloe, daß es bald soweit ist. Die B-52 strebt jetzt vom See weg. Augenblicklich errechnet der Navigator den entgültigen Loslösepunkt und berücksichtigt dabei die in dieser Höhe auftretenden Strömungen und den ständig wechselnden Luftwiderstand. Gemäß Flugplan hat Run eine erneute Kurve zurück zum See geflogen, und Kincheloe setzt sich nochmals in seinem Sitz zurecht. Major Run drückt seine B-52 jetzt ein wenig an, um der X-15 ein Höchstmaß an Geschwindigkeit mitzugeben, damit sie beim Auslösen nicht gleich in einen überzogenen Flugzustand gerät. Die Fluggeschwindigkeit beträgt jetzt etwa 1000 km/h. „Es ist so weit“ sagt der Pilot des Bombers, „und Hals- und Beinbruch“. Dann zählt er langsam: „Zehn, neun, acht... drei; Kincheloe sieht im Geiste, wie sich die Hand des Flugzeugführers über dem Griff schließt, der bei anderen Missionen zum Bombenabwurf betätigt wird. Ein grünes Lämpchen leuchtet am Armaturenbrett der X-15 auf. „Zwei, eins, null.“

Wie eine weißgestrichene Bombe fällt die X-15 in die blaue Tiefe.

Blendende Helligkeit flutet schlagartig in die Kabine des Raumflugzeuges. Geblendet von dem plötzlichen Lichtwechsel muß Kincheloe einen Augenblick die Augen schließen. In der Stratosphäre werden die Sonnenstrahlen nicht mehr durch die Atmosphäre gedämpft.

Automatisch, fast wie in Trance, hat Kincheloe die Zündkontakte der Reihenfolge nach betätigt und damit einen Orkan entfesselt. Ungeheure Energien hat er freigesetzt, denn das Raketentriebwerk erreicht mit etwa 27 000 kp Schub rund die Hälfte des Schubes der

riesigen B-52 mit ihren acht Turbinen, die zusammen etwa 45 000 kp Schub erzeugen.

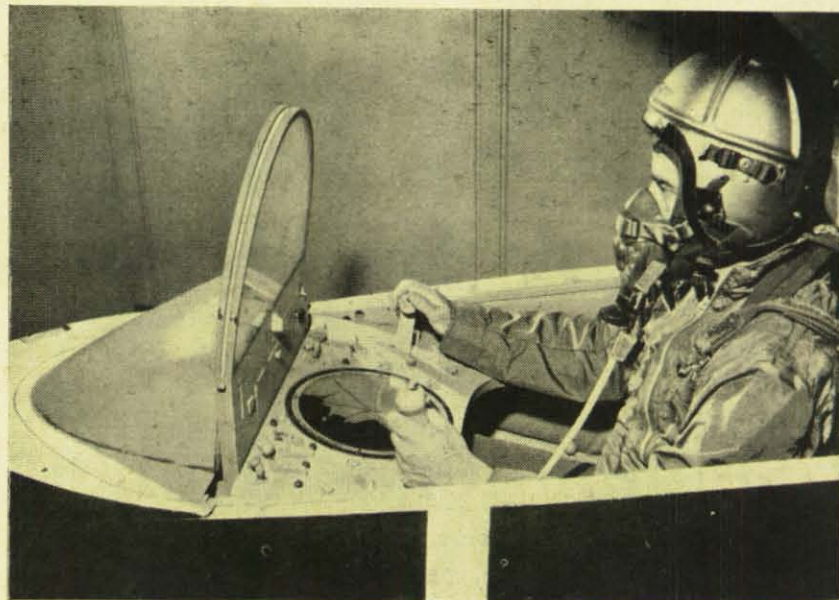
Schon nach einigen Sekunden hat Kincheloe die X-15 abgefangen und steigt nun in einem immer steiler werdenden Winkel seinem Ziel, dem Gipfelpunkt einer Parabel in rund 480 km Höhe über der Erde zu. Stetig rückt das Machmeter nach vorn. Jetzt steht es über der Zahl drei! Und immer weiter zittert die Nadel nach rechts. Die Stratosphäre ist schon durchflogen, der Himmel färbt sich vom dunklen Blau bis zum Violett.

Nun liegt auch schon die untere und obere Mesosphäre unter ihm; der Höhenmesser zeigt 60 000 m. Noch immer vergrößert sich die Geschwindigkeit und der Steigwinkel. Die Nadel des Machmeters steht jetzt über der 5 und wandert schon nach der 6 aus. Nun durchheilt die X-15 die Ionosphäre, die in rund 80 km Höhe beginnt. Der ungeheure Schub reißt die Maschine weiter von der Erde fort, in den Weltraum hinein. Wie von Titanenfüästen wird Kincheloe in seinen Sitz gepreßt. Schuld ist die Beschleunigung. Schon allein aus diesem Grunde verbot es sich, dem Piloten während des Steigfluges die Steuerung zu überlassen. Er hätte seine Hände gar nicht um die Steuersäule schließen können. Deshalb haben die Ingenieure von North American dem Piloten nur noch die Aufgaben eines Monitors zugeordnet, der lediglich Überwachungsaufgaben hat. Alles andere regelt die automatische Steuerung. Kincheloe wird lediglich Geschwindigkeit, Richtung und Höhe des Wiedereintritts in die Atmosphäre bestimmen können. Inzwischen ist der Zeiger des Machmeters auf die phantastische Zahl 7 geklettert, was einer Geschwindigkeit von rund 8800 km/h entspricht. Noch immer rast die X-15 mit ihrem Piloten, getrieben von den ungeheuren Kräften des Raketentriebwerks von der Erde weg, einem mathematisch fixierten Punkt in der Exosphäre zu.

Der Steigwinkel beträgt jetzt 40°. Lange wird das Triebwerk nicht mehr brennen. Jetzt endlich findet Kincheloe die Kraft, sich umzusehen. Über ihm leuchten in unwahrscheinlichem Glanz die Sterne, deren Leuchten nicht mehr durch die schützende Atmosphäre gemildert wird.

Der Raum neben und unter ihm liegt in tiefem Violett. Ein Blick zum Durchflußanzeiger erinnert Kincheloe daran, daß die Rakete jetzt ausbrennen wird, und er trifft die nötigen Vorbereitungen. Keine Sekunde zu früh. Hart wird er von seinem Sitz nach vorn geschleudert, als die Rakete Brennschluß hat, und die negative Beschleunigung ihn in seine Gurte preßt. Weiter rast die Maschine dem Gipfelpunkt der Parabel zu. Die Flugbahn wird jetzt entspre-

Fortsetzung Seite 4



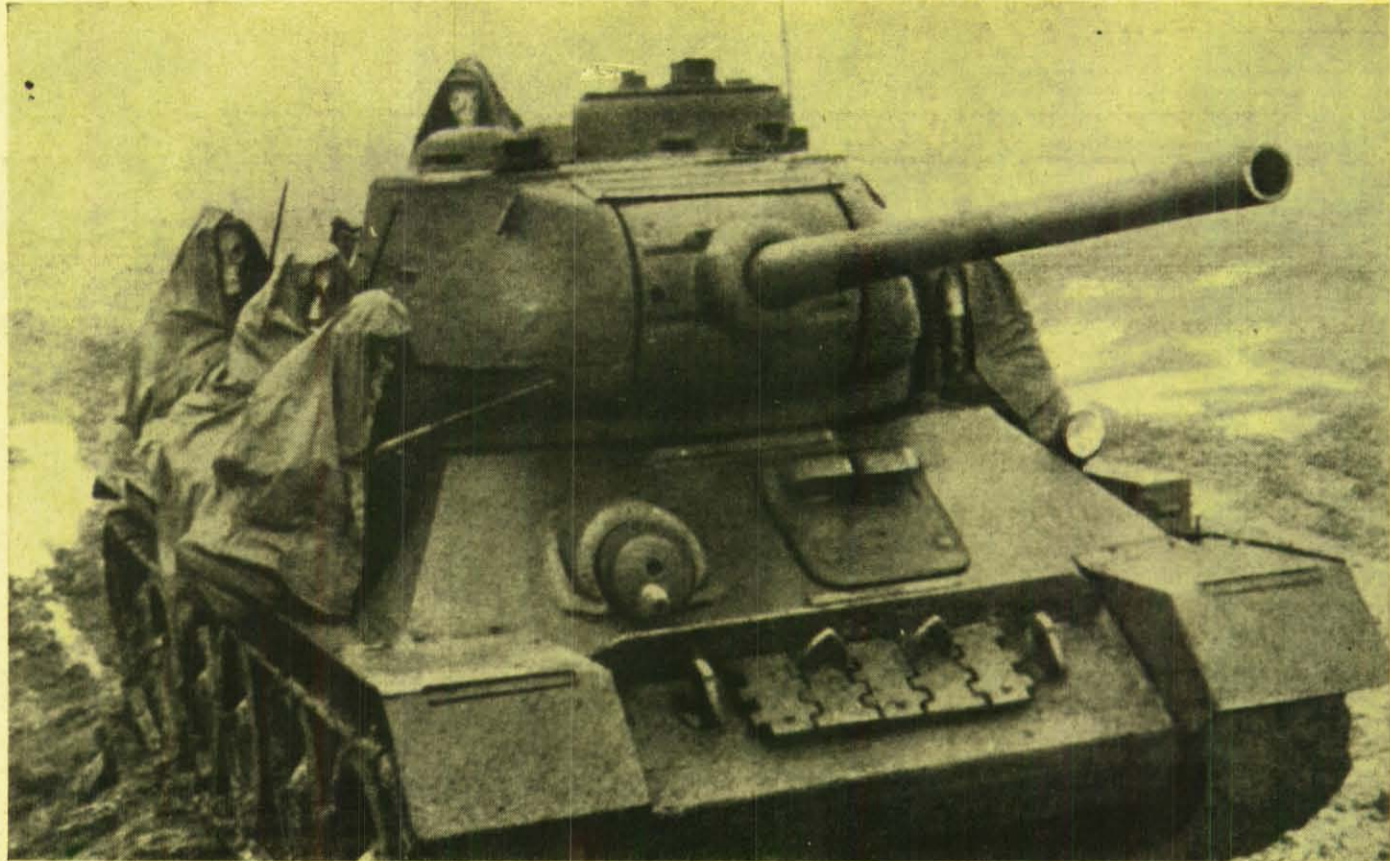
**Das Instrumentenbrett der Zukunft** wird so aussehen. Schon vielen erfahrenen Piloten ist die verwirrende Anzahl der vielen Instrumente in der Kabine zum Verhängnis geworden, die er unmöglich alle im Auge behalten kann. Deswegen haben die Ingenieure, die sich mit der Entwicklung von Instrumentenbrettern beschäftigen, eine neuartige Instrumentation entwickelt, die in rund 3 Jahren erprobt werden wird.



**Der Pilotensitz der Raumflieger** wird so aussehen. Um die gewaltigen Beschleunigungen, die während des Höhen- und Kurvenfluges auftreten, besser überwinden zu können, haben amerikanische Wissenschaftler einen neuen Weg beschritten. Versuche haben erwiesen, daß der menschliche Organismus in liegender Stellung die Beschleunigungen besser ertragen kann.



Den Maurerberui mit dem Generalsrang vertauschte der ostzonale Minister für „Nationale“ Verteidigung, Willi Stoph. Die Uniform ist sehr stark an die der ehemaligen deutschen Wehrmacht angelehnt.



Ein sowjetzonaler T-34 mit aufgesessener Infanterie durchquerte das während der Atommanöver mit angenommenen 0,1 Röntgen verseuchte Gelände. Auch in einem eventuellen Atomkrieg bliebe kein Erfolg gesichert, wenn der einmal gewonnene Raum nicht durch Infanterie besetzt werden könnte. Die Panzerbesatzung selbst ist durch die Stahlwände in einem gewissen Grade strahlengeschützt.

# „VOLKSARMEE“

## Bemannter Raumflug

Fortsetzung von Seite 3

chend dem sinkenden Steigwinkel flacher, die Nase des Flugzeugs senkt sich, und Kincheloe kann ein Stück mehr vom Himmel sehen, der immer dunkler wird. Langsam pendelt der Zeiger des Machmeters zurück, während der Höhenmesser immer noch steigt. 460 km über der Erde fliegt jetzt das Flugzeug im Weltraum. Kein Mensch vor ihm ist je in diese Höhen vorgedrungen, keiner hat vor ihm die Sterne in dieser Pracht leuchten gesehen. Doch für diese Gedanken bleibt Kincheloe wenig Zeit. Er weiß, jetzt kommt der Augenblick, in dem das Raumflugzeug sich dem Zenit seiner Bahn nähert und er gewichtslos werden wird. Es gehört zum Auftrag der X-15, die Reaktionen der Menschen in diesem Zustand festzustellen.

Eine seltsame Leichtigkeit erinnert Kincheloe an seine Flüge mit der Bell X-2, mit der er schon Beschleunigungen von 0,05 g erfliegen hat. Doch diesmal ist das Gefühl der Schwerelosigkeit noch stärker. Überlaut hört er den Mechanismus der hinter ihm laufenden Filmkamera.

Durch das kleine Seitenfenster sieht er tief unter sich eine riesige, in einem durchscheinenden Blau leuchtende Kugel schweben. Zum ersten Male sieht ein Mensch die Erde als Kugel!

Ein am Rumpfbogen nach oben herausschlagender Flammenschweif läßt Kincheloe erbleichen. Doch dann entspannt sich sein Gesicht. Es ist nur die mit dem Trägheitsführungsgerät gekoppelte Steuerung, die die beiden vertikal am Rumpf wirkenden Raketen

gezündet hat, um den Bahnneigungsflug einzuleiten.

Jetzt klettert das Machmeter wieder im Uhrzeigersinn, wogegen der Höhenmesser rapide zu fallen beginnt.

Sekunden nach dem Wiedereintauchen in die dichtere Atmosphäre färben sich Rumpf- und Flügelspitzen zu einem dunklen Rot. Die unerhörte Reibung der Luftmoleküle erhitzen, hervorgerufen durch die enorme Geschwindigkeit die dünnen Teile des Rumpfes bis zur Rotglut. Doch der Sturzwinkel wird dank der Steuer- raketen an den Stummelflügeln immer flacher, und die Ruder sprechen wieder an. Immer mehr „hungert“ Kincheloe seine Maschine aus, um dann im Sturzflug Geschwindigkeit aufzuholen und in niedrigere Luftschichten zu kommen. Immer wieder und in immer kürzeren Abständen führt er diese Manöver aus. Auch diese Steuer- manipulationen werden automatisch ausgeführt. Kincheloe stellt die Ruder lediglich ein wenig nach. Die Trägheitssteuerung bewährt sich ausgezeichnet. Ein Blick auf den Höhenmesser überzeugt ihn davon, daß er sich wieder in Luftschichten befindet, in denen sich auch „normale“ Flugzeuge halten können. Da tönt auch schon die Stimme seines Empfangschefs, der ihn „heimholen“ will, in der Bordanlage: „War's nett bei den Engeln?“ Plötzlich sieht er seinen Kameraden Pat Williams, der ebenfalls sein Leben der Flugerprobung verschrieben hat, in einer silbrigen F-106A Delta Dagger vorbeihuschen. Williams ist auf Edwards gestartet, um Kincheloe

„herunterzulotsen“. Kincheloe schaltet das Empfangsgerät auf Senden: „Ist noch ein Platz frei für dich“, schmunzelt er ins Helmmikrofon. Erbozt über diese Anspielung jagte Williams wieder heran und wird dienstlich: „Windgeschwindigkeit über dem Muroc-See 22 Knoten; Richtung: Ost, Piste steht für Landung zur Verfügung. Kein anderer außer mir über der Basis.“ Kincheloe stellt diese Daten sowie seine ermittelte Position gegenüber dem See an dem Landeautomaten ein und bereitet sich auf die Landung vor. Kein Gedanke kommt ihm wegen der scheinbar versagten Anerkennung durch seinen Kameraden. Auch dieser hatte seines Teil zum Gelingen des Projektes beigetragen. Wäre er nicht geflogen, zehn andere hätten für diesen Flug bereitgestanden. Er war nur das ausführende Organ in einem Plan, war der Minutenanzeiger der Uhr, auf der die Zeit des Beginns der Raumfahrt der Menschen registriert wird.

\*

Diese Geschichte ist vorläufig noch Utopie. Doch der erste Prototyp der X-15 soll noch in diesem Jahre fliegen! Der Bau geht auf einen gemeinsamen Auftrag der US Air Force, der Marine- luftwaffe und des NACA zurück. Bis zur Fertigstellung des ersten Musters hat die Entwicklung bereits 50 Millionen Dollar verschlungen. Gesteuert wird die X-15 über eine Strahl- düsensteuerung mittels Trägheitsführungs- system. Die Kabine wird druckbelüftet und ist mit einer eigenen Klimaanlage ausgestattet. Das Triebwerk ist von Reaction Motors entwickelt worden und erzeugt über eine Brenndauer von rund 5 Minuten einen Schub von 27 000 kp. Zusätzlichen Auftrieb erzeugen die dreieckigen Seitenwülste, die an der Längsseite des Rumpfes entlang

laufen. Die Flügel selbst haben nur geringe Spannweite und müssen eine enorme Belastung ertragen. Besondere Probleme brachte die Steuerung während der ballistischen Phase des Fluges, wenn die X-15 die dichte Atmosphäre der Erde verlassen hat und nur durch den Strahl der Rakete gesteuert wird. Doch ist auch hierfür schon eine befriedigende Lösung gefunden worden. Das von dem North American Werk in Los Angeles gebaute Flugzeug soll speziell zur Erkundung der Reibungs- wärme beim Wiedereintritt in die Atmosphäre und zur Erprobung der Druckgassteuerung im freien Raum eingesetzt werden. Von ebenfalls erheblicher Bedeutung ist die Erforschung der psycho- und physiologischen Effekte während des schwerelosen und stark beschleunigten Fluges.

Ein weiteres Hindernis bietet die Tatsache, daß während der Rückflug- periode beim Wiedereintauchen in unsere Lufthülle Temperaturen von 600° an Flügelspitzen und Rumpfnase über 1000° Celsius auftreten. Andere Stellen kühlen sich während des Fluges auf minus 185° Celsius ab!

Neue Wege wurden nicht nur in Bau, Konstruktion und Auslegung gegangen, sondern auch die Erprobung wird erstmals von drei verschiedenen Menschen vorgenommen werden. So wird der Werkspilot der North American Flugzeugwerke die X-15 auf ihre Flugtauglichkeit überprüfen. Captain Iven C. Kincheloe vom Luftwaffen-Flugversuchszentrum in Edwards, Kalifornien, wird die Maschine erstmals in den Weltraum fliegen und schließlich wird der Chefpilot des NACA, Josef A. Walker, die Maschine durch ein ausgedehntes Forschungs- und Studioprogramm zum allgemeinen Nutzen der Menschen fliegen, und diesen damit die ersten Schritte in die Unendlichkeit des Weltraums ermöglichen.



**„Chemische Truppen“ im Einsatz.** Diese Spezialeinheiten der „Volksarmee“ sind mit den modernsten Strahlennachweisgeräten ausgerüstet und mit der provisorischen „Entstaubung“ radioaktiver Gegenstände vertraut. Hier wird eine Panzerbesatzung abgetastet.



**Automatische Maschinenwaffen der Volksarmee,** die aus russischen Arsenalen stammen, werden manöverbäßig auf radioaktive Verseuchung hin genauestens untersucht. Die Manöver sollten zeigen, daß ein begrenzter Strahlenschutz durchaus möglich ist.

# IM ATOMMANÖVER

## Die Soldaten der Zone bei Einsatzübungen in „radioaktiv verseuchtem“ Gelände

Spezialeinheiten und reguläre Truppen der „Volksarmee“ in der sowjetisch besetzten Zone führten in den Bergen Thüringens Atommanöver durch, welche die Schutzmöglichkeiten für Soldaten und Zivilbevölkerung in einem Atomkrieg demonstrieren sollten. Die als „Chemische Truppen“ bezeichneten Spezialverbände wurden dabei erstmals manöverbmäßig eingesetzt.

Die erst kürzlich beendeten Atommanöver der sogenannten Nationalen Volksarmee der sowjetisch besetzten Zone zeigten die Ernsthaftigkeit, mit der man in der Ostzone die Probleme der atomaren Kriegführung aufgreift.

Man ging bei dem Manöver von der Annahme aus, daß ein Angreifer, im Besitz taktischer Atomwaffen, die ostzonalen Aufmarschgebiete unter atomaren Beschuß genommen habe. Dadurch würden weite Gebiete radioaktiv verseucht und müßten — den eigenen Angriffs- und Aufmarschplänen entsprechend — schnell durchquert werden.

Dazu bot sich ein schon im zweiten Weltkrieg mit Erfolg eingesetztes Fahrzeug an: der Panzer. Seine Besatzung wäre in gewissem Grade gegen radioaktive Einwirkungen geschützt.

Aufgesessene Infanterie in Gasmasken und weiten Umhängen sollte demonstrieren, daß auch in einem Atomkrieg Möglichkeiten zum Schutz der Menschen gegeben sind, wenn sie den radioaktiven Stäuben und der Strahlung nicht zu lange und ungeschützt ausgesetzt bleiben.

Spezialeinheiten, sogenannte „Chemische Truppen“, sind mit besonderen

Schutzanzügen und Masken und den modernsten Strahlennachweis- und Strahlenmeßgeräten ausgerüstet.

Menschen und Waffen, von denen übungsweise angenommen wurde, daß sie radioaktiv verseucht seien, wurden „entgiftet“. Bei den Menschen geschah das hauptsächlich durch Duschen und Wechseln der Wäsche, der Uniform und der Ausrüstung, beim Material durch Abspritzen mit Wasser.

Alles in allem wurden die Schwierigkeiten, die technischen und taktischen Überraschungen eines Atomkrieges „durchexerziert“.

Das Beispiel der Volksarmee hat auch auf dem Gebiet des Zivilschutzes Schule gemacht. Seit im Frühjahr dieses Jahres von der ostzonalen Volkammer ein Luftschutzgesetz verabschiedet wurde, überprüfen einzelne „Inspektionsgruppen“ der Volkspolizei alle Keller auf ihre Eignung als Luftschutzräume.

In sogenannten Einwohnerversammlungen wird die Bevölkerung im Brandschutz und in Erster Hilfe ausgebildet. Die Schulung der Luftschutzwärter, die jetzt „Ehrenamtliche Instruktoren“ genannt werden, obliegt der „Organisation freiwilliger Luftschutzhelfer“...



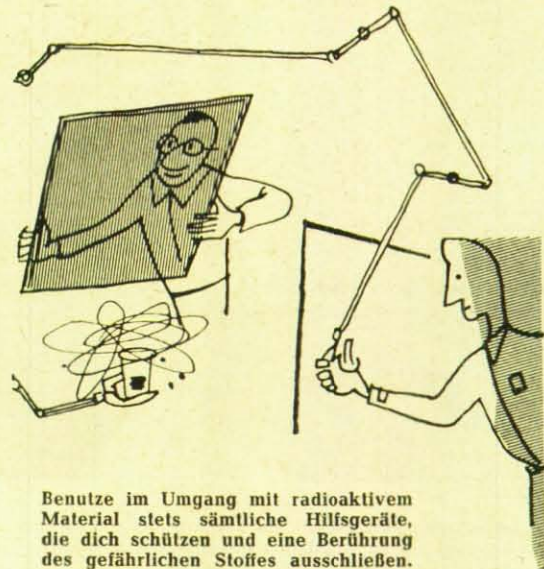
**Strahlenspäher** sind die sogenannten „Chemischen Truppen“ der ostzonalen Volksarmee. Geschützt durch besondere Gummianzüge und Masken werden diese Einheiten mit Fahrzeugen in die Nähe der verseuchten Zonen gebracht. Neben umfangreichem theoretischem Wissen stehen den Trupps alle notwendigen Hilfsmittel zur Verfügung, eine radioaktive Verseuchung des Gebietes zu erkennen und Gegenmaßnahmen einzuleiten.

So schützen sich die anderen:

# Lustige Fabel über radioaktive Gefahren

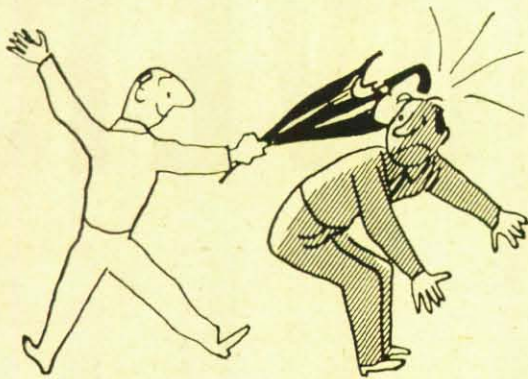


In humorvoller und vereinfachender Weise klärt die französische Energiekommission in der Zeitschrift „Protection Civile“, dem amtlichen Organ für den zivilen Bevölkerungsschutz, über die radioaktiven Gefahren des Atomzeitalters auf. Wegen der Aktualität des Themas und der originellen Behandlung möchten wir unsere Leser mit den Originalzeichnungen und den im Auszuge übersetzten Texten bekannt machen, jedoch mit allem Vorbehalt.



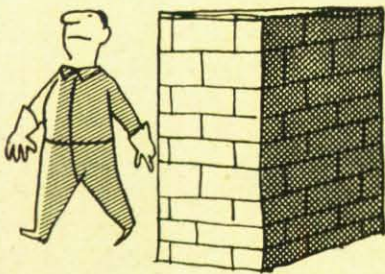
Benutze im Umgang mit radioaktivem Material stets sämtliche Hilfsgeräte, die dich schützen und eine Berührung des gefährlichen Stoffes ausschließen.

## Die Schutzmöglichkeiten



Die Schutzmaßnahmen sollen für dich nicht eine Belästigung sein. Kleine Unannehmlichkeiten wirst du gerne in Kauf nehmen im Hinblick auf den großen Nutzen, den sie dir eintragen können.

Es gibt sehr viele und verschiedenartige Schutzmöglichkeiten. Sie hängen vor allem von den jeweiligen Umständen und der betreffenden Situation ab, in der du dich gerade befindest. Unter Umständen kann schon eine Wand aus Plexiglas genauso nützlich sein wie eine Wand aus Blei oder Steinen.



Bevor wir dir darlegen wollen, welches die besten Schutzmöglichkeiten sind, müssen wir dich an zwei Dinge erinnern, die oft vergessen werden:

**ZUNÄCHST MUSST DU DIR DARÜBER KLARWERDEN, DASS DIE RADIOAKTIVE BESTRAHLUNG EIN FEIND IST, DEN MAN NICHT UNTERSCHÄTZEN, ABER AUCH NICHT ÜBERSCHÄTZEN SOLL. LASSE DICH NICHT DAZU VERLEITEN, IHN JEMALS ZU VERACHTEN.**

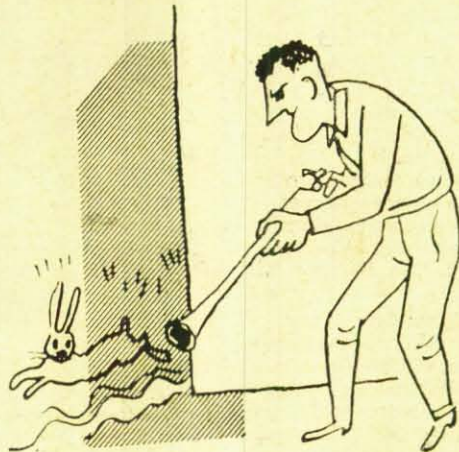
Der zweite Punkt ist erneut die Mahnung, immer den sogenannten „Film“ oder dein kleines Dosimeter in Füllhalterform bei dir zu tragen, damit im Ernstfalle sofort die Werte abgelesen und die Intensität der radioaktiven Bestrahlung festgestellt werden können.

Auf eine einfache Formel gebracht lautet das Problem: Der Schutz soll dein Schild und dein Harnisch sein gegen die radioaktive Bestrahlung und die dadurch auftretende Verseuchung.



Die Probleme sind sehr verschiedenartig und ebenso verschieden sind die Lösungen. Aber vergesse nicht, immer logisch zu überlegen, und handele nicht überhastet. Die Anwendung aller Schutzmaßnahmen gegen radioaktive Bestrahlung und radioaktive Verseuchung beginne mit logischen Überlegungen: Die Anzahl der Gefahrenquellen muß vermindert werden.

**Mache Jagd auf unnütze radioaktive Gefahrenquellen!**



Falls es nicht möglich sein sollte, dich bei deiner Arbeit einer radioaktiven Bestrahlung völlig zu entziehen, so Sorge unter allen Umständen dafür, daß diese so kurz wie möglich dauert und daß die Intensität der Bestrahlung gemessen wird.



Unter allen Umständen mußt du nach einem genau festgelegten Plan zügig durcharbeiten.



Nach einem genauen Arbeitsplan solltest du dich mit deinen Kollegen abstimmen, um im Falle einer tückischen Gefahr die Warnung durch Signale an alle weiterzugeben, die sich im unmittelbaren Bereich der Gefahrenquelle befinden.

Eine innere Verseuchung durch radioaktive Stoffe ist weit gefährlicher als eine äußere Bestrahlung, weil die radioaktive Gefahr sich bereits in dir eingenistet hat. Du kannst dich also nicht mehr dagegen abschirmen. Deshalb beherzige die wichtige Grundregel:



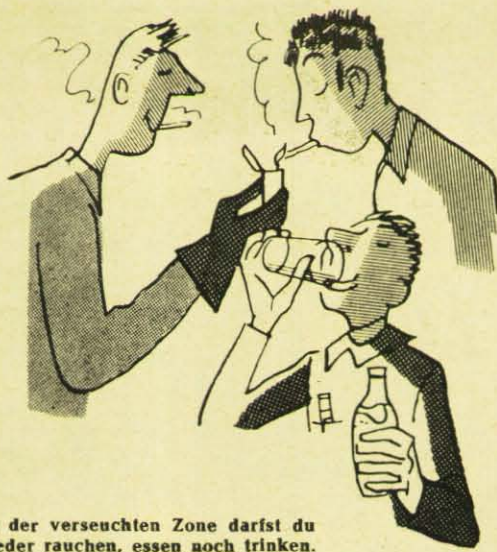
Vermeide stets, daß radioaktive Teilchen durch Mund oder Nase in deinen Körper gelangen.



Dies ist in erster Linie ein Problem der Anordnung der Arbeitsplätze innerhalb von Betrieben, in denen mit radioaktiven Stoffen gearbeitet wird. Ebenso ist die Lüftung und Filterung der Luft von größter Bedeutung.

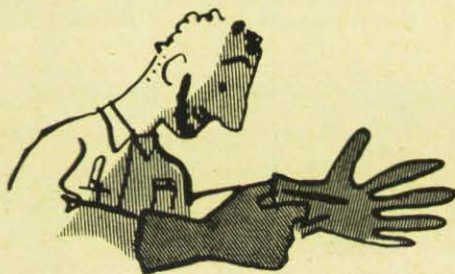
Neben diesen generellen Dingen kommen die rein persönlichen Maßnahmen, die du selbst von Fall zu Fall anwenden mußt. Dazu gehört auch das ständige Bereithalten der allgemein bekannten Schutzgeräte.

Bei jedem Anzeichen von Gefahr mußt du die Schutzmaske oder andere Schutzgeräte, wie sie unsere Zeichnung zeigt, anziehen.



In der verseuchten Zone darfst du weder rauchen, essen noch trinken.

Bei einer äußeren Verseuchung z. B. deiner Hände kann sehr leicht eine innere Verseuchung folgen.



Du mußt deine Schutzhandschuhe tragen!

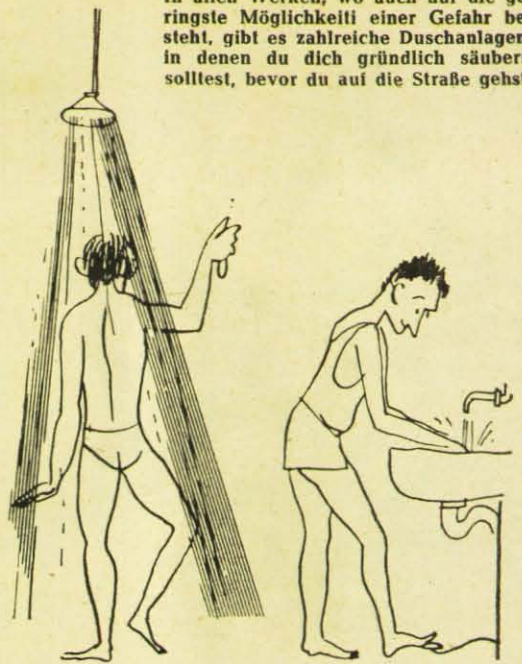
Natürlich darfst du mit den Schutzhandschuhen nicht essen oder rauchen. Achte beim Ausziehen peinlichst darauf, daß deine Haut nicht mit der äußeren Seite der Handschuhe im geringsten in Berührung kommt.

Denke stets daran, daß du dich umkleidest, bevor du an deinen Arbeitsplatz gehst. Besondere Schutzkleidung ist am besten. Aber achte darauf, daß diese Arbeitskleidung auch nicht mit deiner Straßenkleidung in Berührung kommt.



Man hantiert nicht im Straßenanzug mit radioaktiven Stoffen!

In allen Werken, wo auch nur die geringste Möglichkeit einer Gefahr besteht, gibt es zahlreiche Duschanlagen, in denen du dich gründlich säubern solltest, bevor du auf die Straße gehst.



Wasche deine Hände und benutze die Duschanlagen.



Folgende Grundregel solltest du beachten: Eine schnelle, saubere Arbeit, bei der weder Kleidung, Haut noch Instrumente beschmutzt werden, ist die sicherste.

Wie wir gesehen haben, gibt es also allgemeine Schutzmaßnahmen (Lüftung, Filterung usw.) und individuelle Vorkehrungen (Schutzkleidung, Dosismesser usw.). Wichtig ist, daß du immer vor radioaktiver Gefahr auf der Hut bist.

Zuviel Vorsicht ist immer besser als zuwenig Vorsicht.





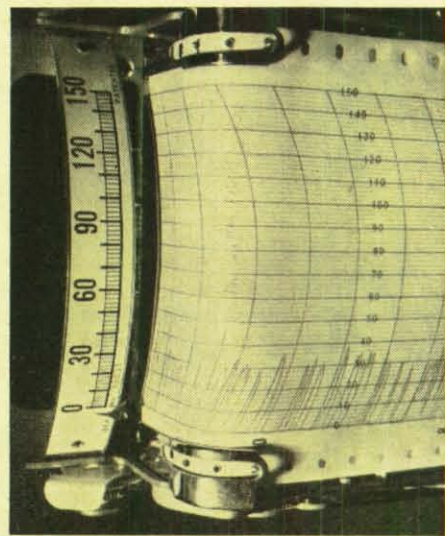
**Hetzhunde der Autobahn** sind die überschweren Harley-Davidson-Maschinen der amerikanischen Verkehrspolizei. Sie stehen ständig mit einer Radar-Meßstelle in Sprechfunkverbindung. Werden die Verbotsschilder übersehen, erwartet den Verkehrssünder in jedem Falle ein Strafmandat. Der Polizeibeamte auf dem Motorrad braucht dabei nichts weiter zu tun, als dem von der Meßstelle avisierten Fahrer einen Zettel zu überreichen.

Als **Kontrollpunkt** dient der rückwärtige Sitz des Polizeistreifenwagens am Rande der Autobahn. Der Beamte beobachtet die ankommenden Wagenschutzscheibe und registriert die Geschwindigkeit auf seinem Radarmeter. Wie die Nadel zeigt, beträgt die Geschwindigkeit des ankommenden Autos 28 Meilen pro Stunde (44,8 km/h). Bei Übertretungen werden per Sprechfunk die Motorradstreifen verständigt.

**Unbestechliche Wächter** über Verkehr und Geschwindigkeit sind die geheimnisvollen schwarzen Kästen am Straßenrand. Sie werden so aufgestellt, daß die Parabol-Antenne entgegen der Verkehrsrichtung steht. Aus dieser Höhe beträgt die Reichweite der Strahlen rund 35 m. Durch die zyklische Verwendung des Gerätes, einmal als Sender, zum andern als Empfänger, kann die Geschwindigkeit des ankommenden



Nicht nur in den USA, sondern auch in Deutschland wird Radar zur Verkehrs- und Geschwindigkeitskontrolle von Kraftfahrzeugen eingesetzt. Auf der rund 60 km langen Autobahnstrecke zwischen Frankfurt und Viernheim, die als die berühmteste Fahrstrecke Europas bekannt ist, patrouilliert motorisierte amerikanische Militärpolizei und führt Radar-Geschwindigkeitskontrollen durch. Noch gilt diese Aktion nur amerikanischen Staatsbürgern, doch ist man bestrebt, das Beobachtungsnetz auf alle Autobahnfahrer auszudehnen.



Ein zuverlässiges Geschwindigkeitslog ist dieser Streifen, auf dem geometrisch die Geschwindigkeit über der Zeit notiert wird. Fahrer, die sich vor dem Strafmandat drücken wollen, werden somit einwandfrei überführt.

**Sachte! Sachte!** Mit Radar gegen die Rennfahrer auf den Autobahnen

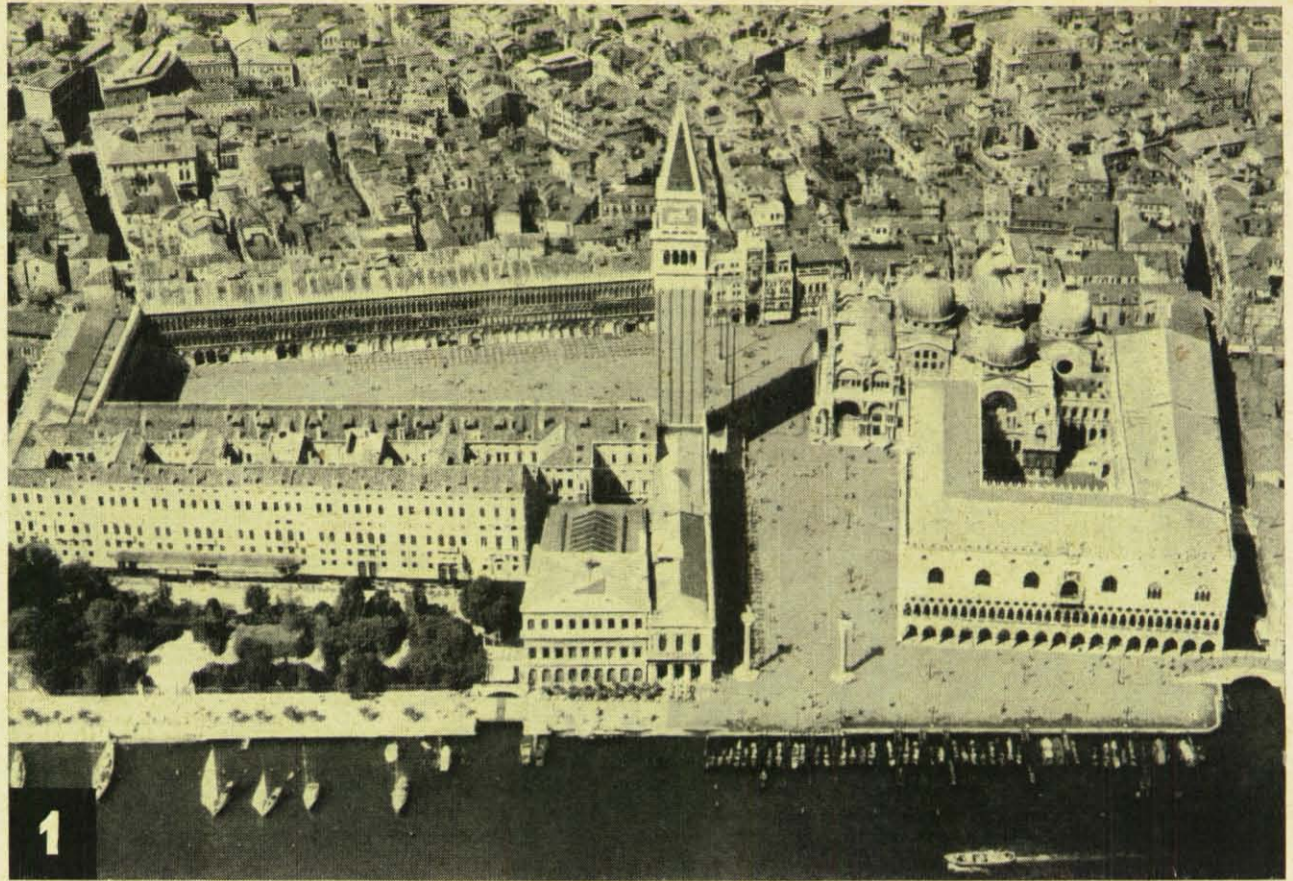


**1** Wer kennt den Namen des Platzes, den unser Foto zeigt? Er liegt in einer Lagunenstadt, die im Jahre 452 n. Chr. entstand und ein beliebtes Reiseziel vieler Touristen darstellt.

**2** Ein prächtiges Schloß in einer Stadt, die schon in vorgeschichtlicher Zeit als Wohnplatz und Hafen Bedeutung erlangte. Wie heißt das prächtige Schloß und wie die Stadt?

**3** In einem gepflegten Park ein großartiges Schloß mit einem für die deutsche Geschichte schicksalhaften Saal. Wer nennt das Schloß beim Namen, wer kennt auch den Saal?

**4** Auf der Flußinsel unseres Fotos ist eine erzbischöfliche Kathedrale zu sehen, die im gotischen Stil im 12. Jahrh. errichtet wurde. Wie heißt sie und wo ist sie zu finden?



# Aus der Vogelschau

## ZB-FOTO-QUIZ

Auflösungen auf Seite 16



# FRAU

# VUNTER FREMDEN

# FRAUEN

Mit Wagemut und aufgeschlossenem Herzen durch die weite Welt  
Abenteuer und Schicksale am Rande der Zeit – Von Marcella d'Arle

## 2. Fortsetzung

„Nur die Fenster des Waisenhauses sind nicht vergittert, unsere schon, und es wäre eine christliche Pflicht...“

Die feine Röte hat jetzt ihre Stirn erreicht, und ihre Augen brennen, sie ist keine Mona Lisa mehr mit sanftem Lächeln und beherrschtem Blick. Ich bin auf eine scharfe Antwort gefaßt, ich glaube, sie sogar verdient zu haben. Aber sie umklammert fest ihren Rosenkranz und sagt nach kurzer Pause sehr sanft: „Man sieht es Ihnen an, daß Sie Sonne und Luft sehr lieben, Sie sind ganz braungebrannt.“

„Es handelt sich doch nicht um mich. Aber es gibt Frauen, die Jahre in diesem Gefängnis verbringen müssen, und jeder Mensch auf Erden, auch der Mörder, auch der Dieb, hat das Recht, mindestens eine halbe Stunde im Tag den Himmel zu sehen, die Sonne, hat das Recht, die freie Luft zu atmen. Oder könnten Sie jahrelang ohne Sonne leben?“

Ihre Stimme ist noch sanfter geworden, ihre Hände sind wieder gelöst. „Sehe ich so aus, als lebte ich in der Sonne?“ Die feine Röte ist von ihr gewichen; sie ist wieder blaß, sehr blaß sogar. Keine der Gefangenen hat eine so durchsichtige, weiße Haut.

Ich schweige etwas bekümmert, und als sie wieder zu sprechen anfängt, habe ich das Gefühl, daß sie mir etwas sagen wird, was sie noch niemandem anvertraut hat. Und das beschämt mich irgendwie, als wollte sie mir ein Geschenk machen, das ich mir nicht verdient habe.

„Als ich hierher kam“, sagt sie leise, „merkte ich sofort, daß diese Stelle mit viel Macht verbunden ist, aber auch mit vielen Gefahren, mindestens für mich, für meine Seele. Ich bin sehr herrschsüchtig geboren, leider Gottes.“ Ihre Augen scheinen jetzt in eine entfernte Vergangenheit zurückzublicken, eine entfernte Schuld zu beklagen, durch die vielleicht ihr Leben anders wurde, so daß sie ihr geblumtes Seidenkleid mit der dunklen Nonnentracht vertauschen mußte.

„Ja, ich war oft herrschsüchtig, jähzornig und ungerecht. Als ich hierher kam, war ich noch nicht die Oberin; ich besaß aber schon damals mehr Macht, als es für mich gut war. Macht über die Gefangenen, meine ich, denn das Waisenhaus gehört nicht zu mir, und ich kann unmöglich jene Eisengitter, von denen Sie sprachen, errichten lassen.“

Nach einem Jahr merkte ich, daß meine Seele an dieser Macht langsam zugrunde ging. Und dann wußte ich auch, daß nur eines mich retten konnte. Mein Leben sollte härter als das der Gefangenen sein; ich wollte mehr von mir als von diesen Frauen verlangen. Seit damals ist meine Zelle dunkler als diese, mein Essen karger als die Gefängnisnahrung, und mein Arbeitstag fängt um vier Uhr früh an. Und Sonne und Himmel sehe ich nur, wenn ich den Hof durchquere, um mit den Gefangenen in die Kirche zu gehen.“

„Wie lange leben Sie so, ehrwürdige Mutter?“

Sie ist aufgestanden und reicht mir die Hand zum Abschied. „Seit achtunddreißig Jahren, mein Kind.“

Ich beuge mich und küsse ihre Hand.

Vier Tage und fünf Nächte dauerte der Sturm. In diesen einhundertfünf Stunden ohne Schlaf war mir das kleine blaue Heft ein Gefährte geworden, von dem ich mich nicht trennen konnte. Ich schrieb weiter. Die Schrift wurde regelmäßiger, zeugte aber doch von nervöser Hast und Unruhe. Besonders auf den Seiten, die ich schrieb, als die gelbe Flagge über der Kommando-Brücke wehte.

Fünfzig Tage war ich an Bord, als ich eines Morgens die gelbe Flagge wehen sah. Ich wußte, was das bedeutet: Cholera-gefahr. Viele Matrosen waren schon krank: Skorbut. Zweimal am Tag aßen wir Obst, das seit Wochen, seit Monaten auf Eis gelagert, vitaminarm, vielleicht vitaminlos war. Auch mein Zahnfleisch war angegriffen, es blutete beim Bürsten. Die Männer wurden immer schweigsamer. Manchmal sah ich etwas wie Feindseligkeit in ihren Blicken, wenn sie zu mir her-schauten.

In Bombay kamen indische Kulis an Bord, um die zehntausend Tonnen Getreide an Land zu schaffen. Keiner der fünfundsiebzig Mann Besatzung durfte an Land. Von Morgengrauen bis Morgengrauen wurde gearbeitet. In der Nacht hörte ich oft, daß sich meine Türklinke bewegte. Aber meine Tür war von innen verschlossen. Dann entfernten sich nackte Füße leise durch den Korridor. Manchmal wurde ich plötzlich wach und sah in meinem Fenster die Umrisse eines Kopfes.

„Madame... Madame...“  
„Go away...“ Befehl und Bitte war in meiner Stimme.

Auf einer ihrer Fahrten durch die Welt gerät Marcella d'Arle in das Frauengefängnis von Palermo. Sie ist dort eingewiesen worden, weil befürchtet wird, daß sie sich in Sizilien mit dem Banditen Giuliano treffen könnte. Mit vielen Frauen kommt Marcella d'Arle in den düsteren Räumen des Gefängnisses zusammen, mit jungen und alten, keuschen und schuldigen. Und eine Mörderin ist auch darunter, eine schöne Bäuerin, auf Sizilien beheimatet, die aus Liebe zu ihrer Tochter einen Menschen tötete. Auch Turchetta hält sich dort auf, ein Freudenmädchen, das in seiner Liebe zu einem treulosen Freund über sich selbst hinausgewachsen ist. Und schließlich lebt dort auch Michelina, die Witwe des Banditen L'Abbruzzo. Mit der Oberin des Gefängnisses kommt es zu einem Gespräch.

„Madame.“ Dann viele Worte in einer Sprache, die ich nicht verstand. Der Mann entfernte sich.

Jede Nacht hielt ein Matrose Wache an Deck; ich bat ihn, ein wenig auf meine Fenster zu achten. Doch immer weckte mich in der Nacht eine heisere, dunkle Stimme: „Madame, Madame!“

Wir verließen Bombay, und die endlose blaue Einsamkeit des Indischen Ozeans hielt uns wieder gefangen.

Der Kommandant ließ mich zu sich bitten: „Gnädige Frau, nehmen Sie es mir nicht übel, aber es wäre mir sehr lieb, wenn Sie keine Shorts mehr tragen wollten.“

„Es ist aber schrecklich heiß!“

„Ja.“

„Und alle meine Sommerkleider sind hell, bekommen überall Farbflecken!“

„Dann ziehen Sie eben Winterkleider an! So schwer und undurchsichtig wie möglich! Nun, jetzt scherze ich! Aber mit den Shorts ist es ernst. Es ist, wenn ich es auch nicht so grob sagen möchte, ein Befehl von mir, dem Sie unbedingt Folge leisten müssen.“

„Ja, Kommandant, selbstverständlich.“

„Sie sollen nicht schlecht von meinen Männern denken.“

„Wie könnte ich? Sie benehmen sich alle tadellos, höflich und zurückhaltend.“

„Selbstverständlich; Sie sind uns ja von unserem Reeder empfohlen, Madame; aber die Reise ist sehr lang...“

„Si, Commandante, capisco. Und seien Sie mir, bitte, nicht böse!“

„Ich bin Ihnen gar nicht böse; aber es ist das erste- und letztmal, daß ich eine Frau an Bord nehme auf dieser verfluchten tropischen Strecke! Das schwöre ich Ihnen. Und jetzt gehen Sie ruhig zum Cassero di Poppa zurück, und arbeiten Sie an Ihrem Roman weiter.“

Hundertfünf Stunden tobte der Sturm. Nur eine Viertelstunde habe ich geschlafen, und ich mußte teuer dafür bezahlen, denn die Wunde an meiner Stirne blutet noch immer. Mein Blut ist schwach geworden, besitzt keine große Heilkraft mehr, denn fünf Tage lang habe ich nur Obst und etwas Kondensmilch zu mir genommen.

Als ich nach der ersten sturmlosen Nacht erwache, ist das Fenster meiner Kabine offen. Draußen scheint die Sonne, und das Meer ist blau. Delphine umtanzen das Schiff. Und die Matrosen singen wieder bei ihrer Arbeit. Ich habe das seltsame Gefühl einer Wiedergeburt.

Ich lege mich auf meiner einsamen Brücke in die Sonne, schließe die Augen und weiß, niemand auf der Welt ist glücklicher als ich. Der Sturm ist vorbei. Dann versiegt die Quelle des bewußten Denkens, und ich sinke. Ich sinke in eine mütterliche, warme Welt, in der ich gut geborgen bin.

„Morgen werden wir in Durban sein. So Gott will.“ Dies ist der letzte Gedanke, dann schlafe ich ein.

### Die blinde Passagierin von Durban

Neben der „Valentina Bibolini“ hat ein zweites Schiff geankert, ein argentinischer Frachtdampfer.

„Stellen Sie sich vor, Signora, sie haben eine Frau an Bord, eine Spanierin, eine blinde Passagierin“, erzählen mir die Matrosen sehr aufgeregt. Ja, wir sind sehr, sehr weit von Europa entfernt, sind in Ländern, wo die Gegenwart einer Europäerin sensationell wirkt. Und schon schlendern, mit höchst gleichgültiger Miene, die Matrosen der „Bibolini“ zu dem argentinischen Schiff. Sie müssen die blinde

Passagierin sehen, aber es darf niemand ihr Interesse merken, am wenigsten die Kameraden. Merkwürdige Wesen, diese Matrosen, schüchtern und stolz wie Einzelkinder, die ohne Geschwister aufgewachsen sind.

Natürlich setzt sich von argentinischer Seite ein Gegenstrom in Bewegung, in unserer Richtung. Schlendern den Schrittes und mit höchst gleichgültiger Miene kommen die Argentinier an uns vorbei, um die „Schriftstellerin von dem italienischen Dampfer“ zu sehen.

Ich verlasse aber bald das Schiff und — wirklich, ich muß selbst bereits Matrose geworden sein —, und gehe schlendern den Schrittes und mit höchst gelangweilter Miene an dem argentinischen Cargo vorbei. Auch ich muß die blinde Passagierin sehen!

Sie lehnt an der Reling, eine schwarzgekleidete, brünette Frau von undefinierbarem Alter zwischen dreißig und vierzig. Ihre Haltung ist müde, ihre Augen sind weit offen, aber auf keinen bestimmten Punkt gerichtet. Eine bittere Falte zieht ihre Mundwinkel herunter, ihre Hände hängen kraftlos von der Reling.

„Seit sechs Monaten haben wir die an Bord“, sagt einer der argentinischen Matrosen feindselig.

„Seit sechs Monaten? Wie ist denn das möglich?“

„Sie ist in Lissabon an Bord gekommen. Ganze vierzehn Tage ist sie im Kielraum versteckt geblieben. Natürlich hatte sie einen an Bord, der für sie sorgte.“ Andere Matrosen haben sich zu uns gesellt. Kaum verdeckte Feindseligkeit spiegelt sich in ihrem Gesicht, in ihren Worten, sobald sie von der Frau sprechen.

„Dann, als wir mitten im Atlantik und zu weit von Portugal entfernt waren, um sie zurückzubringen, hat sie sich gezeigt.“

„Seit damals lebt sie an Bord, wird wie eine Dame behandelt, obwohl sie keine ist und nie eine war. Und wir können sie nicht loswerden.“

„Wieso denn?“

„Wo denn? Wir waren in Nordamerika — ohne Visum durfte sie nicht aussteigen. Die Polizei hatte sogar Agenten vor ihre Türe gestellt, damit sie nicht entfliehe. Die Kosten trug natürlich unser Reeder. Es wäre besser, wenn er uns mehr zahlte, als daß er für so eine sorgt.“

„Dann waren wir in Indien, in Ägypten — kein Land nimmt Menschen ohne Visum, ohne Dokumente auf. So bleibt sie eben an Bord.“

„Vielleicht, daß wir sie in Buenos Aires ausschiffen können. Wenn es uns nicht gelingt, bleibt sie an Bord, bis wir wieder nach Portugal kommen. Das kann auch nächstes Jahr sein — oder in zwei Jahren.“

„Wissen Sie, wie die Nordamerikaner mit ihren blinden Passagieren verfahren? Wenn das Schiff in der Nähe einer Küste fährt, lassen sie ihre Sirene pfeifen. Es ist ein besonderes Signal, das bedeutet: „Hallo, ihr vom Lande, wir werfen einen blinden Passagier ins Meer und setzen unseren Kurs fort.“ So sind die Leute an der Küste gezwungen, ein Motorboot ins Wasser zu setzen und den Passagier zu bergen.“

„Und wenn er nicht schwimmen kann?“

„Bekommt er einen Rettungsgürtel nachgeworfen.“

„Und wenn... es sind meistens viele Häufische in der Nähe der Küste.“

„Pech gehabt. Einmal muß schließlich jeder sterben. Ja, die Nordamerikaner sind praktische Leute, die neh-

men nicht so eine Last auf sich, Monate und Monate lang."

Seltsam mutet sich diese Feindseligkeit an. Die Frau scheint zu wissen, daß wir von ihr sprechen, denn sie blickt oft zu uns, aber verstohlen, nicht geradeaus und offen. Sie erweckt irgendwie die Vorstellung eines verfolgten Tieres; sie sieht unglücklich und verlassen aus.

"Darf ich an Bord? Ich möchte mit ihr sprechen; sie braucht vielleicht etwas nach sechs Monaten Seefahrt."

Mißtrauisch, etwas feindselig verfolgt sie meine Bewegungen. Als sie aber merkt, daß ich zu ihr will, ordnet sie rasch und verstohlen ihre Kleider, ihre Haare; dann kommt sie mir sehr schüchtern entgegen. Sie ist zu stark geschminkt, so daß ihr Gesicht im ersten Moment wie eine Maske wirkt. Ihre Augen sind schwarz umrandet, ihre Wangen mit kreideweißem Puder bedeckt, ihre Lippen herzförmig, grellrot.

Sie bemerkt offenbar meinen verwunderten Blick, denn sie sagt: "Ich hatte mich nie vorher geschminkt... hier an Bord habe ich angefangen."

Sie hat rote, starke Hände, die Hände einer Frau, die immer schwer gearbeitet hat. Ihre ganze Art, sich zu geben, sich zu kleiden, paßt nicht zu dem grellgeschminkten Gesicht. Sie ist wie eine Arbeiterfrau gekleidet, in einem einfachen, sauberen Baumwollkleid und einer schwarzen Schürze.

"Kommen Sie zu mir, bitte. Ich will Ihnen etwas zeigen... das heißt, wenn Sie wollen, wenn Sie sich nicht vor den Leuten schämen, mir einen Besuch zu machen."

"Warum sollte ich?"

Ihre Kabine ist sehr sauber gehalten, ordentlich aufgeräumt. An den Wänden hängen kleine, unsagbar kitschige Bilder: ein Ehepaar in vollem Hochzeitsstaat, das sich vor den mond-

beschiedenen Fenstern küßt. Ein anderes, anscheinend noch unverheiratetes Pärchen, das sich die Hände durch ein Herz aus roten Rosen reicht...

"Schöne Bilder, nicht wahr? Ich habe sie aus Spanien mitgebracht. Ich bin nämlich Spanierin, aus Andalusien. Es ist sehr schön von Ihnen, daß Sie mich besuchen, obwohl die Matrosen schlecht von mir sprechen. Oh, ich weiß es! Es macht auch nichts. Und sie sind mehr schuldig als ich, wenn alles so gekommen ist. Ich wollte... ja, bei der Jungfrau von Pilar schwörte ich es... ich war eine anständige Frau, als ich an Bord kam. Mein Mann ist im Bürgerkrieg gefallen. Seit damals hatte mich keiner berührt... Ich wollte nach Buenos Aires... dort werden Dienstmädchen gesucht, und in Spanien ist Arbeit schwer zu bekommen. Ich habe meine Zeugnisse mit... bitte, lesen Sie..."

"Aber ich glaube Ihnen, man sieht es Ihnen an, daß Sie eine gute Arbeiterin sind..."

"Nein, bitte lesen Sie... Es ist schön, daß Sie bei mir sind... ich bin Ihnen sehr dankbar... Sie sollen wissen, wer ich in Wirklichkeit bin..."

Es sind mehrere Briefe, meistens in sehr feiner, vornehmer Schrift, die bezeugen, daß Maria Pilar de... in diesem und jenem Hause als Hausmädchen tätig war und überaus empfehlenswert sei wegen ihrer Tüchtigkeit, Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit.

"Ich gab einem Matrosen zweihundert Pesetas, damit er mich als blinde Passagierin an Bord schmuggle... Das Schiff sollte angeblich nach Buenos Aires... Aber Sie wissen, wie Cargoschiffe sind. Wir fuhren nach Nordamerika, dann nach Australien, dann... ich weiß selbst nicht mehr, wo wir überall waren. Ich bekam gutes Essen und hatte nichts zu tun und war immer allein... die einzige Frau zwischen vier-

zig Männern. Und die ließen mir allesamt keine Ruhe... und ich selbst war wie verwandelt... Das Meer kann auch eine Heilige verderben... ich wollte nicht... ich hatte meinen Mann lieb gehabt... Und dann... ich wollte nicht... ich bin ja eine Spanierin... wir glauben an die Hölle als Strafe für solche Sünden... Aber das Meer... das Meer..."

Ich muß an die Worte zurückdenken, die mir vor einigen Wochen Pitigrilli gesagt hat, in Buenos Aires, wohin er übersiedelt war: "Das Meer vervielfacht alle Kräfte, die niedrigsten und die höchsten. Vieles, was ein Leben lang geschlafen hat, wird plötzlich wach, und es ist nicht immer das Beste. Eine Frau, die mir nahesteht, lasse ich auf keinen Fall allein auf eine lange Seefahrt."

Die Frau faltete sauberlich ihre Briefe, legt sie wieder an ihren Platz: "Es fing mit einem an... dann... und dann... Ach, ich möchte tot sein, es wäre besser für mich"

"Warum versuchen Sie nicht, das Schiff zu verlassen? In Durban scheint es leicht zu sein, ich sehe keinen Polizisten am Kai."

"Ja, es ist leicht in Durban. Auch in Australien war es leicht. Aber es ist bereits zu spät. Ich habe mich schon an dieses Leben gewöhnt. So schwer habe ich immer gearbeitet, so ehrlich, so anständig... jetzt bin ich eine andere geworden. Ich glaube, ich kann nicht mehr arbeiten wie früher... Ich... ich will nicht mehr, ich bin eine andere geworden..."

Die Tränen rollten ihr über das Gesicht, die Maske ist gefallen. Ich sehe sie jetzt, wie sie war, bevor sie an Bord kam, bevor das Meer sie umwandelte: eine einfache, saubere Frau, mit angenehmen Zügen, die tapfer durch das Leben ging. Eine Frau wie viele, viele andere.

Sie war dem Abenteuer nicht gewachsen, das sie gewagt hatte; sie hatte ihre Kräfte überschätzt, als sie sich dem dunklen Herzinnen eines Schiffes anvertraut hatte, das sie unter einen neuen Himmel führen sollte. Nicht jeder Mensch kann große Sprünge machen, nicht jedem ist die weite Welt geöffnet; und die Wellen der Ozeane zerschmettern manches Schiff, das zu klein oder zu schwach für seine Stürme ist. Diese Frau ist zu klein und zu schwach für diese harte Welt der brechenden Wellen, der sengenden Sonne und der schlaflosen Männer. Sie geht daran zugrunde.

Sie schminkt sich wieder, sie legt wieder die arme, grelle Maske über ihr Gesicht.

"Nein, ich werde nicht mehr arbeiten in Buenos Aires, ich bin der Arbeit entwöhnt. Die heilige Mutter von Pilar soll mir verzeihen... aber ich kann nicht mehr arbeiten."

\*

Straßen von Durban in prallem Sonnenlicht. Es ist Mitte Januar, Hochsommer für Südafrika. Das Stadtbild zeigt noch die Spuren der Kämpfe, die gerade gestern, als wir ankamen, ihren Höhepunkt erreicht haben. Zerbrochene Fensterscheiben und Vitrinen, Überfallautos, Maschinengewehre, Polizei und Militär an jeder Ecke. Fast wie in Europa. Ich fühle mich ganz daheim. Überhaupt ist es schön, wieder Erde unter den Füßen zu haben, gute feste Erde! Und schön ist es, durch diese fremde Welt zu wandern, wieder Frauen zu sehen, nach der langen einsamen Überfahrt.

Fast alle Engländerinnen tragen hier Shorts; es wäre nichts für den Kommandanten der "Bibolini". Daneben sieht man Negerinnen, den Oberkörper ganz entblößt und nur ein Tuch um die Hüfte gegürtet. Dafür trägt jede eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Ringen an der Nase und mehrere Ringe in den Ohren. Die Brust ist oft kunstvoll tätowiert oder mit eigenartigen mehrfarbigen Zeichnungen bedeckt. Wir sind eben in Afrika, obwohl die Stadt nach europä-

**Schön sind die Frauen in der Hafenstadt Bahia Blanca, im südlichen Argentinien. Sie lieben die Musik, den Tanz und legen großes Gewicht auf gutes Aussehen. Am Strand dürfen die Mädchen mit jungen Männern aber nicht beisammensitzen.**

ischem Muster gebaut ist, mit breiten, schönen Straßen und mit gepflegten Gärten.

Keine engen malerischen Gassen wie in Ägypten oder in Algerien, keine geheimnisvollen Rauchlokale oder Kaffeehäuser mit arabischen Inschriften; alles ist hier sachlich, unromantisch, streng europäisch gebaut, als läge diese Stadt irgendwo an der englischen Küste. Aber Afrika, der große, dunkle Kontinent, läßt sich nicht leicht verdrängen. Seine Frauen, seine Männer füllen die Straßen der Stadt, sitzen ungeniert auf dem asphaltierten Boden, spiegeln ihre nackten Leiber in den neonbeleuchteten Schaufenstern. Keine Stadt dieses Kontinents ist so europäisch gebaut wie Durban, und keine von so ungeniert afrikanischem Leben erfüllt. Wenn es warm ist, ziehen sich Neger und Negerinnen einfach aus, und niemand findet es shocking. England ist in dieser Beziehung viel toleranter als Frankreich und Italien.

Gerade nähern sich uns zwei Rikschas, und die Kulis, die sie führen, würden das Glück jedes Wanderzirkus der Welt ausmachen! Die Brust ist nackt und mehrfarbig tätowiert. Um die Hüften trägt der eine ein kurzes Röckchen aus rötlichen Fuchsschweifchen, an deren Spitzen kleine, aber sehr lärmende Glocken läuten. Der Rock des anderen besteht aus Straußfedern und mehrfarbigen Bändern. Beide haben natürlich keine Schuhe an, die Füße sind aber bis zu den Knöcheln tätowiert. Schuhriemen, sauber gebunden, sieht man darauf und die Linien eines gut anliegenden Schuhs! Alles, was er nicht besitzt und doch gerne haben möchte, tätowiert sich der Kuli auf die nackte Haut, nicht nur Schuhe, auch Manschetten und Hemdknöpfe, Kragen und Ketten! Auf dem Kopf tragen beide eine Art Heiligenschein aus Ochsen- und Büffelhörnern, die zierlich mit Straußfedern und frischen Blumen geschmückt sind.

Es ist spät geworden, die Sonne ist schon untergegangen, und die leichten Wolken am Himmel verblasen langsam von Rot zu Violett. Die Umrisse der Schiffe werden schon unklar, die ersten Schleier der Nacht senken sich über die Wellen.

Unbeschreiblich schön ist der Hafen von Durban in dieser letzten Dämmerung. Aus jedem Schiff leuchten hundert Lichter; die runden, beleuchteten Fenster sehen wie starre Augen auf das Meer. Das Wasser ist völlig reglos, glatt und still und spiegelt alles wider, nur etwas weicher, verschwommener: die violette Dämmerung, die vielen, vielen Schiffe, die den Kai entlang verankert sind, und die anderen, die mitten im Hafen den Anker geworfen haben. Aus manchem Schiff erklingen Lieder. Es ist die Stunde des Heimwehs für die Matrosen aller Länder.

Endlich fährt das Schiff wieder, und ich fahre fort, in meinem blauen Heft zu schreiben.

#### Meine Freundin Erminia

Galvan ist ein Badestrand der Hafenstadt Bahia Blanca, im südlichen Argentinien. Man geht dorthin nur, wenn die Flut kommt; bei Ebbe bleibt der ganze Strand völlig einsam und verlassen. Bahia Blancas Zeitungen notieren jeden Tag die Stunde der Flut, und der kleine Zugs- und Autoverkehr richtet sich täglich nach Flut und Ebbe. Hunderte von Menschen kommen jeden Tag zum Baden nach Galvan. Viele bringen ihr Zelt mit und stellen es auf, wo es ihnen gefällt, denn Galvan ist ein wilder Strand ohne Badeanstalt, wo jeder tun und lassen kann, was er will. Jedes Zelt hat eine andere Farbe und eine andere Form, dreieckig, viereckig, mit runder, mit spitzer Kuppel; das alles sieht, besonders an Feiertagen, sehr malerisch aus.

Auch sonst ist das Strandleben hier irgendwie anders als in Europa. Nie sieht man Mädchen und junge Männer beisammensitzen oder miteinander sprechen; nur beim Schwimmen fallen die trennenden, unsichtbaren Wände, die aber am Strand sofort wieder entstehen. Es gehört nicht einmal zum guten Ton, daß der Mann seine freien Stunden bei seiner jung verheirateten Frau verbringt. (Fortsetzung folgt)





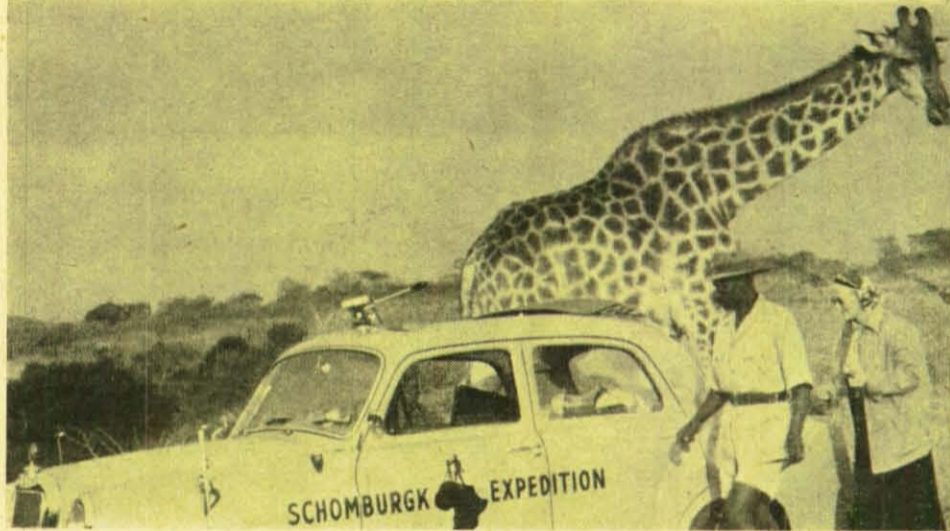
Hans Schomburgk: „Mein Abschied von Afrika“  
(Europa-Film)

# Das Ohr am Pulsschlag

Mit der Kamera auf Jagd / Hans Schomburgk fängt den Za



**Mittagspause am Kongo!** Flußpferde reckeln sich faul im Sand. In den Wildreservaten von Belgisch-Kongo halten sie im prallen Sonnenlicht ihren Verdauungsschlaf, während auf ihren Rücken kleine Zeckenvögel, die Gesundheitspolizei des Landes, umherhüpfen und eifrig für die Vertilgung des Ungeziefers sorgen. Den schweren Tieren gefällt das.



**Ein naschhaftes Fräulein:** Chorty, eine halbzahne Giraffe mit der stolzen Leibeshöhe von über fünf Metern, trifft mit den Schomburgks im afrikanischen Hluhluwe-Reservat zusammen und spezialisiert sich darin, den gesamten Bonbonvorrat der Expedition, der eigentlich für die schokoladebraunen Negerkinder bestimmt ist, nuch und nach zu vertilgen.



**Safari, die große Reise in die unendliche Weite des Schwarzen Erdteils und die geheimnisvolle Landschaft Afrikas, einst ein ausschließliches Reservat wagemutiger Forscher und unerschrockener Abenteurer, ist heute für jeden — vorausgesetzt, daß er über die nötigen Geldmittel verfügt — zu einem gefahrlosen Touristentrip geworden. Doch es gibt noch ein Afrika, das abseits der ausgetretenen Trampelpfade liegt. Hans Schomburgk, einer der verantwortungsbewußten Chronisten Afrikas, berichtet davon in seinem Farbfilm „Mein Abschied von Afrika“.**

**E**s ist an einem heißen Julitag des Jahres 1898. In einer „Jinrikscha“, die von einem kräftigen Zulu gezogen wird, läßt sich ein sehr junger Mann — er ist knapp siebzehn Jahre alt — auf palmenumsäumten Wegen zum Boarding-House der südafrikanischen Hafenstadt Durban fahren. Von der Berea, einem die Ansammlung aller möglichen Bauten überragenden Höhengelände, träumt er später in das urtümliche Land hinaus, im Kopf verwegene Pläne, es seinen Vorfahren einmal gleichzutun, die sich als Naturforscher einen Namen zu erringen verstanden. Tausend Mark klimpern in seiner Tasche. Aber unbeschwerter Mut und jugendlicher Schwung stellen das weitaus größere Kapital dar. „Was kostet die Welt...!“

An einem Julitag des Jahres 1956 steht auf der Berea wieder ein Mann und zieht das Fazit seines Lebens, dessen Sehnsucht Afrika gehörte, seinen Menschen, Tieren, Landschaften und dem langsam verblässenden Zauber des letzten Paradieses der Erde. Hans Schomburgk zieht den Schlußstrich unter zehn Expeditionen in fast sechs Jahrzehnten und bekennt: „Dem Mutigen gehört noch immer die Welt. Und diese Welt ist herrlich!“ — Als Polizeireiter fängt er an, wird Jockey, Pferdehändler, Droschkenkutscher, endlich Forscher, Großwildjäger, Tierfänger. Schließlich zieht er mit seiner Filmkamera auf Jagd aus, und es entstehen zahllose Expeditionsfilme aus den dunkelsten Winkeln des Schwarzen Kontinents, filmische Dokumente von unvergänglichem Wert.

Hätte Hans Schomburgk nicht einen gehörigen Dickschädel besessen, wir wären heute um einen der besten Kenner

◀ **Dürfen wir vorstellen:** Beni, ein hoffnungsvolles Wakuria-Fruchtchen aus dem fernen Afrika. „Spielst du mit mir?“ fragt sie den weißen „Bwana“ mit der blitzenden Kamera. Und diese Einladung konnte er ja mit dem besten Willen nicht abschlagen.

# der Wildnis

er einer urwüchsigen Welt ein



**Wild und ungebündigt** braust der Kongo im afrikanischen Katanga-Bezirk über die Kinbo-Fälle. Wild und urwüchsig, dem Flusse vergleichbar, ist weithin auch heute noch der Charakter des Schwarzen Erdteils, den Hans Schomburgk oft durchstreift hat.

des Schwarzen Kontinents ärmer und wüßten auch wohl nichts von der Existenz einer ganzen Reihe verschollener oder bisher unbekannter Tiere. Nach dem Willen seines Vaters, eines Hamburger Architekten, sollte er die kaufmännische Lehre absolvieren, um dann — wie viele Schomburgks vor ihm — Offizier zu werden. Hans Schomburgk wird Offizier! Aber in Südafrika. Als seine kühnen Pläne mit der einfachen Tatsache in Konflikt geraten, daß er über keinen Schilling mehr verfügt, bleibt ihm eines Tages nur noch die Wahl, entweder den Vater reumütig um Geld für die Rückreise zu bitten oder aber an das Tor der Kaserne von Pietermaritzburg zu klopfen. Er klopft, anhaltend und ausdauernd. „Nee, Kleiner“, sagt der Sergeant im Wachzimmer, „Kinder werden hier nicht aufbewahrt.“ Doch der Kleine setzt sich durch. Am Abend wird er als Nr. 2153 in die Regimentslisten der britischen Natal-Polizei eingetragen.

Als Polizeireiter lernt er Südafrika wie seine Westentasche kennen. „Wenn wir Polizisten bei den Ingenieuren im Nachbardorf Besuch machten“, erzählt Hans Schomburgk, „pflagten wir uns dadurch anzumelden, daß wir mit Revolvern in die Wellblechdächer schossen. Die Verwaltung der Kupfermine war allerdings der Meinung, die Löcher seien zu groß und der Regen tropfe hindurch. Da nahmen wir Schrotflinten. Das prasselte noch schöner und richtete keinen Schaden an.“

Im Lande der Walunda gelangt der junge Forscher sogar zu monarchischen Würden. 1906 führt ihn seine erste Expedition in das Quellgebiet des Sambesi, ein Gebiet, das damals keiner europäischen Macht untertan war. Ein Häuptling, der die unerschrockene, kleine Truppe mit Schüssen empfängt, unterwirft sich nach der ersten Gegenschalve, erklärt den überraschten Schomburgk zum König seines Reiches und nimmt Reißaus. Monate hindurch hat nun der junge Schomburgk die Geschicke des schwarzen Stammes zu lenken.

Zwanzig Jahre „Safari“ durch Afrika! Hans Schomburgk sucht und findet das Land der Sonne überall da, wo es, trotz Zivilisation und Technik, wild, jungfräulich und unverfälscht geblieben ist. Ob „Mein Abschied von Afrika“ — der Niederschlag der letzten 19 000 Kilometer langen Reise — denn nun wirklich sein letzter Film wäre, wird Schomburgk gefragt. Der weißhaarige Mann lächelt verschmitzt. Er könnte ja noch einen drehen, meint er dann, und ihn „Der Wortbruch“ nennen.

**Possierliche Wegelagerer!** Äffchen dieser Art sind auf allen Straßen des Zululandes zu Hause. Zutraulich und frech zugleich nähern sie sich jedem, der des Weges kommt. Ihre Leibgerichte: Nüsse und Süßigkeiten. Aber Vorsicht, sie können auch beißen!



**Schlecht Kirschen essen** ist mit dem schwarzen Nashorn, das die Eingeborenen nach mancher schlechten Erfahrung „Teufel im Busch“ getauft haben. Auf alles Unbekannte in seiner Umgebung pflegt das Tier, vermutlich weil es kurzichtig ist, ganz blindlings loszugehen. Das weiße Nashorn verhält sich im Gegensatz dazu wie ein Gentleman. Es ist ausgesprochen friedfertig und wird Menschen gegenüber niemals aggressiv.



# Ein TRAUM Zerbruch

Copyright by Hans E. Günther-Verlag,  
Pressrechte durch Prometheus-Verlag

## 2. Fortsetzung

Mit Saeton war das etwas anderes. Nicht, daß ich ihm nicht getraut hätte. Aber er war ein menschlicher Dynamo, geladen mit unglaublicher nervlicher Energie. Der lebhafteste Gefühlsüberschwang der Kelten schien sich in ihm mit der unverdrossenen Zielstrebigkeit der Sachsen verbunden zu haben, und ich spürte deutlich, daß er zu allem fähig war. Er war der geborene Führer mit jenem Funken in sich, der die Begeisterung in anderen zu entfachen vermag, jener Typ, der die trägen Herzen der Masse zu Fanatismus und Leidenschaft aufzustacheln imstande ist. Seine Kraft bestand darin, daß er der Hilfe anderer nicht bedurfte.

Etwas von dem Schwung und der Zielstrebigkeit, die ihn beseelte, schien auf uns beide, die wir neben ihm arbeiteten, überzugehen, und die Faszination, zu sehen, wie ein Teil einer komplizierten Maschine unter meinen Händen Gestalt annahm, schlug mich so sehr in den Bann, daß ich jedes Gefühl für Zeit verlor. Ich bemerkte nicht einmal, daß Carters Frau uns das Essen brachte. Saeton schob mir einen Becher Tee und ein paar belegte Brote hin, und ich aß während der Arbeit. Er und Carter machten es ebenso.

Erst als wir kurz nach vier Uhr das Licht angeschaltet hatten, kam es zu einer Unterbrechung. Es wurde heftig gegen die Tür geklopft. Saeton fragte laut, wer draußen sei, und eine Stimme antwortete: „Die Polizei.“ Die Kehle schnürte sich mir zu, und fragend blickte ich von der Drehbank auf und zu ihm hinüber. Ich war so vollkommen von meiner Arbeit erfüllt, daß es mir einen regelrechten Schock versetzte, daran erinnert zu werden, daß die Behörden mich ja immer noch suchten.

Saeton warf mir einen Schweißschirm zu. „Halten Sie sich den vor“, befahl er kurz. „Der Schweißapparat steht da hinten unter der Werkbank.“ Ich sah, wie Carter mich neugierig anblickte. Doch schon hatte ich die Maske vorgenommen und lief zu den Sauerstoff-Azetylen-Flaschen hinüber.

Als Saeton mit einem Polizeinspektor zurückkam, brannte die Flamme schon, und ich zerschnitt ein Stück Abfallmetall. „Nur der Form halber“, entschuldigte der Inspektor sich fast, als er uns nach unseren Personalausweisen fragte. Er schaute nur flüchtig hinein, da er sich die ganze Zeit über mit Saeton unterhielt. „Ich hielt es für besser, noch einmal hier in Membury nachzusehen, ehe wir die Suche endgültig aufgeben. Aber jetzt wird er wohl längst aus diesem Distrikt fort sein. Wahrscheinlich hat er das Land schon mit irgendeinem Privatflugzeug verlassen. Aber immerhin wollten wir noch einmal bei Ihnen nachfragen... man kann ja nie wissen. Ist schließlich kein schlechtes Versteck, so ein verlassenener Flugplatz.“ Damit gab er uns unsere Ausweise zurück. „Aber Sie brauchen keine Angst zu haben, daß er Ihnen Ihr Flugzeug stiehlt, Sir. Wer kann schon etwas mit einer Maschine anfangen, der zwei Motoren fehlen.“

„Kein Mensch“, sagte Saeton, ohne jedoch in das gutmütige Gelächter des Inspektors einzustimmen.

**Polizei ist hinter Neil Fraser her, weil er im Auftrage einer fremden Macht Flugzeuge aus England hinausgeflogen hat. Fraser entkommt und gelangt bei seiner Flucht durch die Wälder auf einen verlassenem Flugplatz. Er dringt in einen Hangar ein, verrät sich durch eine ungeschickte Bewegung, wird verfolgt und niedergeschlagen. Am nächsten Morgen nimmt ihn ein stiernackiger Mann, Bill Saeton, ins Verhör. Saeton weiß alles, will ihn aber der Polizei nicht ausliefern, weil er wünscht, daß Fraser sein Mitarbeiter wird. Mit einer Tudor möchte sich Saeton an der Berliner Luftbrücke beteiligen. Dazu muß aber noch ein neuartiger Motor gebaut werden. Das soll Fraser übernehmen, zumal Tubby Carter, der den ersten Motor hergestellt hat, keine rechte Lust mehr dazu hat. Fraser nimmt das Anerbieten an und lernt etwas später Tubby Carter, der nun doch noch einmal mitmacht, kennen und als tüchtigen Ingenieur und untadeligen Ehrenmann schätzen.**

Dann ging er, ich legte den Schweißschirm beiseite und ging wieder an meine Drehbank zurück, mit dem Gefühl, endlich die letzte Hürde genommen zu haben. Jetzt war ich sicher. Hier in Membury würde mich kein Mensch vermuten.

Doch als es Abend wurde, bemerkte ich, daß Carter mich immer wieder forschend von der Seite anblickte. Gegen acht machten wir Feierabend. Ich war natürlich ziemlich erschossen, und vielleicht hätte sich meiner doch noch eine gewisse Niedergeschlagenheit bemächtigt, hätte Saeton mir nicht freundlich auf die Schulter geklopft und gesagt: „Sie sind besser zu gebrauchen, als ich zu hoffen gewagt habe. Aber ein Jammer ist es doch.“

„Was ist ein Jammer?“ fragte Carter. „Daß Dick Randall nichts von der Technik versteht“, entgegnete er.

„Wenn er nur begreifen könnte, wieviel wir drei an einem einzigen Tag in pausenloser Arbeit geschafft haben, würde er vielleicht erkennen, wie nahe wir dem Erfolg sind.“

Draußen war es kalt, und im schneidenden Nordwind spürte ich die Schmerzen meiner Stirnwunde, als ob die Schädeldecke darunter zerschmettert wäre. In der Unterkunft begrüßte uns der appetitliche Duft gebratener Hähnchen. Nachdem wir uns gewaschen hatten, versammelten wir uns in der Messe. Der rohe Holztisch war jetzt zwar nur mit einem alten Vorhang bedeckt, doch das machte schon einen viel netteren Eindruck. Es war für vier gedeckt. Saeton trat an einen Schrank heran und holte Gläser und eine Flasche Whisky heraus. „Ich denke, du bist pleite“, sagte Carter.

Saeton lachte. „Nur Bankrotteure können es sich leisten, verschwenderisch zu sein.“ Obwohl er lachte, blieben seine Augen ernst. „Was hat es für einen Sinn, Vorräte zu horten, wo uns doch Randall morgen verkaufen kann.“

Draußen auf dem Beton des Korridors vernahm man das Klicken hoher Absätze, und Saeton sprang auf, um die Tür zu öffnen.

Diana Carter machte einen so grundverschiedenen anderen Eindruck als Tubby, daß ich förmlich erschrak. Sie war offensichtlich ein Produkt des Krieges, eine hart und erfahren aussehende Frau mit breitem, ungewöhnlich dickem Mund und hennarot gefärbtem Haar. Sie war alles andere als hausbacken. Mit schwingendem rotem Dirndlrock und rotem Haar, Augen, so

grün wie ihre Wolljacke, und freien, ungehemmten Bewegungen wirbelte sie herein. Offen blickte sie Saeton an, und dann fiel ihr Blick auf die Whiskyflasche. „Was gibt's denn heute zu feiern, Bill?“ Tief und kehlig klang ihre Stimme, und nur ein ganz leichter Akzent verriet, daß sie Amerikanerin war.

„Die Tatsache, daß wir pleite sind“, antwortete Saeton und reichte ihr ein Glas. „Randall will uns morgen verkaufen. Dann kannst du mit Tubby losziehen und in aller Ruhe Kinder kriegen.“

Sie schnitt ein Gesicht und hob ihm ihr Glas entgegen. „Das wirst du ihm schon ausreden“, sagte sie. „Aber immerhin brauche ich ein paar Gardinen, Tischtücher, Bettzeug und etwas Geschirr — oder meinst du, ich hätte Lust, in einem Schweinestall zu hausen? Und Betten haben wir auch nicht genug.“ Ihr Blick war auf mir haften geblieben. Ein merkwürdig persönlicher Blick war es, und ihre grünen Augen waren ein wenig zu sehr zusammengenäht.

Saeton stellte mich ihr vor. Wohl verweilten ihre Augen einen Moment auf dem Pflasterstreifen über meiner Stirn, doch alles, was sie sagte, war: „Und wo soll er schlafen?“

„Ich bringe ihn schon unter“, war Saetons Antwort.

Sie nickte, und wieder schien sie nur für ihn Augen zu haben. „Noch zwei Monate, sagtest du, nicht wahr, Bill?“ Trotz ihrer Herbheit brachte sie etwas Weibliches mit sich, das angenehm von der rein männlichen Atmosphäre im Hangar abstach. Das begeisterte Leuchten ihrer Augen ließ vermuten, daß sie es wahrscheinlich als angenehmer empfand, drei Männern hier auf diesem verlassenem Flugplatz den Haushalt zu führen als in London mit einer Freundin eine Wohnung zu teilen. „Wer ist eigentlich das Mädchen, das uns morgens die Milch und die Eier bringt?“ fragte sie.

„Ach, das Dienstmädchen von der Farm“, erklärte Saeton achtlos. „Else heißt sie.“

„Benehmen tut sie sich aber mehr wie eins von den leichten Mädchen, die um Lager und Kasernen herumlungern.“ Während sie das sagte, blickte sie ihren Mann an, doch dann kehrten ihre Augen wieder zurück zu Saeton. „Hast du was mit ihr, Bill?“

„Aber Diana!“ Saeton nahm die Flasche und füllte ihr Glas. „Hast du

Hammond Innes  
schrieb für die  
ZB diesen erregenden Roman  
um Fliegerglück  
und Leidenschaft

den Raum gegenüber einigermaßen wohnlich hergerichtet?“

„Ja, aber es hat mich fast einen ganzen Tag gekostet. Hat sie bisher für euch gekocht?“

„Sie ist abends nach Feierabend manchmal herübergekommen, um uns etwas zu helfen“, gab Saeton zu. „Das haben wir mit der Farm so abgemacht.“

„Ich fand, sie sah mich an wie eine Katze, der man die Milchschüssel unter der Nase weggezogen hat.“ Diana hatte das keineswegs in einem scherzhaften Ton gesagt, und ihre Augen suchten die ihres Mannes. „Na, mir scheint, ich bin gerade wieder mal zur rechten Zeit aufgekreuzt.“ Bitterkeit lag in ihrer Stimme. Sie schien zu den Frauen zu gehören, die immer gerade das wollen, was ihrem Zugriff entzogen ist. Langsam wandte sie sich um und sah wieder Saeton an. „Ist sie Ausländerin? Sie spricht so merkwürdig.“

Saeton nickte. „Ja, sie ist Deutsche. Ein Flüchtling. Else Langen heißt sie mit vollem Namen.“ Es schien ihm nicht recht zu behagen, über sie zu reden. „Hast du jetzt was für uns zu essen, Diana? Uns knurrt der Magen.“

Sie nickte und trank ihr Glas leer. Als sie sich zum Gehen wandte, blieb sie plötzlich stehen. „Bitte sag ihr, daß ihre Hilfeleistungen sich auf das Nötigste außerhalb des Hauses zu beschränken haben, solange ich hier bin!“

Saeton lachte. „Gut, ich werd's ihr sagen.“ Nachdem Diana gegangen war, kicherte er eine Weile leise in sich hinein, als ob er sich insgeheim an etwas sehr Lustigem ergötze.

Zu meiner Überraschung erwies Diana sich als ausgezeichnete Köchin. Das Essen schmeckte wunderbar, doch schon vorher hatten die Ofenwärme und der Whisky mich schläfrig gemacht. Der Tag war lang gewesen, die Nacht zuvor hatte ich kaum Schlaf gefunden, und da es am nächsten Morgen Punkt sieben wieder an die Arbeit gehen sollte, beschloß ich, mich sofort hinzulegen. Saeton gab mir eines der Feldbetten in einem der nach hinten gelegenen Räume. Trotz der Müdigkeit lag ich noch lange wach und lauschte dem Gemurmel ihrer Stimmen. Es war nicht so sehr die Kälte, die mich nicht einschlafen ließ, als vielmehr der Gedanke an all das, was sich seit meiner Ankunft in Membury ereignet hatte. Ich war ja randvoll mit halbverdauten Eindrücken, und alle waren sie leicht phantastisch wie in einem Traum.

Was mich jedoch am meisten beschäftigte, war die Tatsache, daß dies der Anfang eines neuen Lebens für mich sein sollte. Hier in Membury war ich sicher. Mochte aus Saetons Unternehmen werden, was wolle, auf jeden Fall diente es vorerst meinen Zwecken. Ich wollte so lange bleiben, bis sich die Aufregung um mich gelegt hatte, um dann fortzugehen und mir einen Job zu suchen. Der Fliegerei würde ich keine Träne nachweinen, sondern wieder als Ingenieur arbeiten. Der heutige Tag an der Drehbank hatte mir gezeigt, daß ich immer noch Ingenieur war, und Ingenieure wurden immer noch gesucht.

Die einzige Sorge, die mich bedrückte, als ich langsam in den Schlaf

hinüberglitt, war der Gedanke daran, daß Saetons Gesellschaft womöglich aufgelöst werden würde, ehe ich mich wieder draußen in der Außenwelt zeigen durfte. Die Gefahr war groß, und war es mir nicht immer wieder bestimmt gewesen, Rückschläge einzustecken? Dennoch schlief ich fest und tief.

Am nächsten Morgen frühstückten wir um halb sieben, Diana in einem alten blauen Morgenrock über dem Nachthemd und mit frisch zurechtgemachtem Gesicht trug uns auf. Schweigsam aßen wir beim Licht einer Petroleumlampe, und die Drohung, daß Saetons Gesellschaft liquidiert werden sollte, hing gleich dem zögernden Tageslicht überm Tisch. Immer wieder suchten Dianas Augen die Saetons, als könne sie dort etwas finden, was sie brauchte. Doch er sah nicht einmal auf, sondern aß mit der wütenden Konzentration desjenigen, für den die Nahrungsaufnahme nichts anderes bedeutet als eine notwendige Unterbrechung seiner täglichen Arbeit. Tubby Carter dagegen genoß das Frühstück sichtlich mit Wohlbehagen.

Als ich nach dem Frühstück den Korridor hinunterging, um meinen Overall zu holen, blieb ich vor einer offenen Tür stehen und sah, daß in einer Ecke des Raumes auf dem Fußboden behelfsmäßige Matratzen ausgebreitet waren. An der Wand daneben hing die Jacke, die Saeton gestern abend getragen hatte. Also hatte er mir sein eigenes Feldbett zur Verfügung gestellt! Ich weiß nicht, ob diese Tatsache einen direkten Einfluß auf mein späteres Handeln hatte, aber immerhin bin ich mir klar darüber, daß sie mir das sichere Gefühl einflößte, wirklich dazuzugehören, und daß ich von diesem Augenblick an nichts sehnlicher wünschte, als daß Saeton gewinnen und sich termingemäß mit seinem Flugzeug an der Luftbrücke beteiligen möge.

Unverzüglich, und ohne uns durch lange Reden aufhalten zu lassen, gingen wir im Hangar genau dort wieder an, wo wir am Vortage aufgehört hatten. Doch während jeder still für sich arbeitete, wurde ich mir einer immer größer werdenden Spannung bewußt, die den ganzen großen Raum beherrschte. Saeton warf verschiedentlich voller Ungeduld einen Blick auf die Armbanduhr, und in der Schläfengegend zuckte ein Nerv. Trotzdem arbeitete er stetig und gleichmäßig weiter, als ob es keine Frage sei, daß dieser und die folgenden Tage unbestreitbar ihm gehörten.

Kurz nach elf brachte Diana den Kaffee, schob mir mit einem bedeutungsvollen Lächeln die Morgenzeitung zu und wandte sich dann an Saeton: „Also, er ist da.“

„Randall?“

„Ja.“

„Warum, zum Teufel, hast du ihn denn nicht gleich mitgebracht?“

„Ich habe ihm gesagt, er solle warten. Er spricht mit dem Mädchen von der Farm. Außerdem dachte ich, es würde dich vielleicht interessieren, zu hören, daß er noch jemand mitgebracht hat.“

„Noch jemand mitgebracht?“ Mit einem Ruck drehte er sich nach ihr um. „Einen Mann?“

„Ja.“

„Was für einen Mann?“

„Er ist klein, untersetzt, hat einen Glatzenansatz, trägt eine Brille und...“

„Wie er aussieht, interessiert mich nicht. Was will er hier?“

„Danach habe ich ihn nicht gefragt.“ Sie schien sich ein Vergnügen daraus zu machen, ihn im dunkeln zu lassen.

„Was denkst du denn, daß er sein könnte?“ fragte er ärgerlich.

„Er trägt einen dunklen Anzug und einen Homburger. Meiner Ansicht nach muß er Geschäftsmann sein ... oder vielleicht Rechtsanwalt.“

„Rechtsanwalt! Mein Gott! Sag bloß nicht, daß er seinen Anwalt mitgebracht hat! Geh und sag ihnen, sie möchten sich noch einen Augenblick gedulden. Ich komme gleich nach. Und sieh zu, daß du das Mädchen abwimmeln.“ Er bemühte sich, aus seinem Overall hinauszukommen, und fluchte leise vor sich hin, als sie mit klappernden Absätzen auf die Tür des Han-

gars zuing. Nachdem er seine Jacke angezogen hatte, nahm er einen Becher Kaffee und trank ihn langsam aus, gerade so, als wolle er sich damit beruhigen und den Aufruhr besänftigen, der sichtlich in ihm arbeitete. Schließlich wandte er sich mit fester, beherrschter Stimme an Carter: „Wir müssen ihn überzeugen, Tubby!“

Carter nickte. „Fahr bloß nicht gleich wieder aus der Haut wie das letzte Mal, Bill. Dann stottert er bloß, und wenn er Ingenieur wäre...“

„Er ist nun aber mal kein Ingenieur“, versetzte Saeton bissig, „sondern nur ein Einfaltspinsel, der von einer närrisch in ihn verliebten Tante die Kleinigkeit von fünfzigtausend Piepen erbt hat.“ Damit stopfte er die Hände in die Taschen. „Schon gut. Ich werde nicht aus der Haut fahren...“, vorausgesetzt, daß er einigermaßen vernünftig ist.“ Damit wandte er sich zum Gehen und verließ den Hangar wie je-



mand, der etwas Unangenehmes vor sich hat und es so rasch wie möglich hinter sich bringen möchte.

Carter sah ihm nach und zuckte mit den Achseln. „Das Dumme ist, daß er sich jedesmal, wenn er Randall sieht, wie ein Dampfhammer benimmt, der einem Eisenblock Vernunft einhämmern will.“

„Was ist dieser Randall denn für ein Mensch?“ fragte ich. Im Grunde interessierte es mich wenig, denn ich hatte ja nichts damit zu tun. Ich hatte die Zeitung aufgenommen und suchte nach einem Bericht über „Callahan“.

„Ach, nicht eigentlich ein schlechter Kerl. Nur hat er mehr Geld als Verstand.“

Ich hatte mittlerweile gefunden, was ich suchte, nämlich einen Bericht auf der Innenseite, in dem es hieß, die Polizei nehme an, daß „Callahan“ England verlassen habe. Das genügte mir,

und so faltete ich die Zeitung zusammen und legte sie auf die Werkbank. Also brauchte ich mir keine Sorgen mehr zu machen. Ich blickte zu Carter hinüber. „Warum will denn dieser Randall eigentlich verkaufen?“ fragte ich. Carter zuckte mit der Schulter. „Weil er's satt hat, nehme ich an. Für die Fliegerei interessiert er sich nur so nebenbei. Sein Hobby sind Rennpferde. Und außerdem sind drei Jahre eine lange Zeit.“

Meine Augen wanderten von der Tudor zu Carter hinüber. Irgend etwas war da, was ich nicht begriff. Die ganze Zeit über hatte ich es dumpf gefühlt, und jetzt, wo ich mir um meine eigene Zukunft keine Angst mehr zu machen brauchte, schob es sich in den Vordergrund. „Man braucht doch keine drei Jahre, um ein Flugzeug in die Luft zu bringen“, sagte ich.

Einigermaßen verwundert blickte Carter mich an. „Hat Saeton Ihnen denn

wirtschaftet.“ Hart und böse klang seine Stimme.

Die Spule in der Hand, saß Tubby Carter auf einem Hocker und starrte Randall an, als könne er es nicht über sich bringen, die Spule aus der Hand zu legen. „Begriffst du denn nicht, daß wir nur noch zwei Monate brauchen?“ fragte er Saeton. „Jetzt, wo Fraser uns hilft?“

„Das habe ich ihm alles klargemacht“, schnitt Saeton ihm das Wort ab. „Aber wir haben es gar nicht mehr mit Randall zu tun, sondern mit Mr. Reinbaum.“ Er machte eine entsprechende Kopfbewegung zu dem korpulenten, kleinen Herrn hin, der nervös am Verschluss seiner Aktenmappe herumfingerte. „Er besitzt die Hypotheken.“

„Das verstehe ich nicht“, sagte Carter langsam. „Diese Hypotheken sind Dick als Sicherheit übertragen worden für das Geld, das er der Gesellschaft vorgeschossen hat. Was hat jetzt dieser Reinbaum damit zu tun?“

Randall räusperte sich verlegen. „Ich habe Geld auf die Hypotheken geliehen“, sagte er.

„Na, und wenn du das Geld zurückzahlst...“

„Das haben wir schon alles durchgesprochen“, unterbrach Saeton ihn ungeduldig ein zweites Mal. „Randall hat große Verluste erlitten ... beim Wetten.“ Mit geradezu explosiver Kraft wurde das letzte Wort hervorgestoßen. „Reinbaum hat für unser Flugzeug, die Werkzeuge und die ganze Ausrüstung ein Angebot bekommen, und Randall hat sich einverstanden erklärt, daß verkauft wird.“

„Es ist ausgeschlossen, ein besseres Angebot zu bekommen“, bemerkte Reinbaum mit sanftem, fremdländischem Akzent.

„Und das Angebot beläuft sich auf fünfundzwanzigtausend für alles — in Bausch und Bogen. Das sind nur zweitausend mehr als der Wert der Hypotheken selbst.“

„Aber das bedeutet doch, daß wir die Gesellschaft auflösen müssen“, sagte Carter. „Und das kann Randall nicht ohne das Einverständnis von einem von uns tun. Wir beide zusammen überstimmen ihn. Die Satzung der Gesellschaft...“

„Verzeihen Sie, Mr. Carter“, unterbrach Reinbaum ihn. „Es handelt sich nicht um eine freiwillige Liquidierung...“

„Soll das heißen, daß Sie uns zur Liquidation zwingen wollen?“ fragte Carter, und plötzlich kam ein Unterton von Eigensinn in seine Stimme, so daß ich geradezu Respekt vor ihm bekam.

„Das Vertrackte an der ganzen Sache ist“, sagte Saeton aufgebracht, „daß Randalls Anwalt für den letzten Vorschub forderte, die Motoren selbst müßten in die Hypothek aufgenommen werden, da das Geld ja für den Bau der Motoren bestimmt wäre.“ Er fuhr zu Randall herum. „Bei Gott!“ rief er. „Wenn das nicht wäre, würde mir die

„Was gibt's denn heute zu feiern, Bill?“ fragte Diana Carter. Tief und kehlig klang ihre Stimme, und nur ein ganz leichter Akzent verriet, daß sie Amerikanerin war. — „Die Tatsache, daß wir pleite sind“, antwortete Saeton und reichte ihr ein Glas.

ganze Sache ja nichts ausmachen. Ihr könntet mir allesamt ...“ Rasch wandte er sich ab, durchmaß mit großen Schritten den Raum vor der Werkbank, ballte die Hände zur Faust und kämpfte sichtlich die Empörung nieder, die sein Gesicht verzerrte. Dann griff er zur Wand hinauf und stellte den Anlasser an. Der Motor drehte sich, ruckte zweimal und raste dann los. Der Hangar zitterte von dem donnernden Getöse. Saeton wandte sich abermals an Randall. „Komm her, Dick!“ rief er ihm zu. „Sieh ihn dir an! Spürst du nichts von der Kraft, die in diesem Ding drinsteckt? Der Motor braucht nur noch eingebaut zu werden.“ Mit seiner kräftigen Hand machte er eine Bewegung zur Werkbank hinüber. „Und der zweite nimmt bereits Gestalt an. In einem Monat ist er fertig. In sechs Wochen können wir zu den Testflügen starten, und am 25. Ja-

nuar beteiligen wir uns an der Luftbrücke. In zwei Monaten bist du Direktor einer Gesellschaft, der das berühmteste Flugzeug der Welt gehört. Stell dir doch nur vor! Saetons Luftfrachter verbraucht nur einen Bruchteil des normalen Kraftstoffs. Mein Gott, Kerl, hast du denn gar keinen Ehrgeiz? Wir sind im Begriff, ein Vermögen zu erwerben, und alles, worum ich dich bitte, sind zwei Monate Geduld. Fast drei Jahre lang hast du dich nun an der Gesellschaft beteiligt. Da fallen doch zwei Monate nicht weiter ins Gewicht."

Das also war es. Saeton baute einen neuartigen Motor, der weniger Treibstoff verbrauchen sollte als die bisher gebräuchlichen Typen. Natürlich war er nicht der einzige, der diesem Traum nachjagte, aber immerhin, schon das Zittern seiner Stimme und sein Enthusiasmus, dem sich niemand entziehen konnte, hatten etwas Überzeugendes. Erwartungsvoll blickte ich zu Randall hinüber. Sollte es möglich sein, daß er zweier Monate wegen die Flinte ins Korn warf? Ich hatte in diesem Augenblick den heißen Wunsch, diesen zweiten Motor fertigzubauen, wollte es erleben, wie die Tudor in die Luft stieg und die Motoren getestet würden. Wenn Saeton Erfolg hatte...

Aber Randall schüttelte den Kopf. „Es t-tut mir leid, Bill“, sagte er und geriet vor Verlegenheit ins Stottern. „D-du weißt doch, m-meine Mittel sind erschöpft.“

„Willst du mir etwa sagen, du hättest so schwere Verluste erlitten, daß du die Hypotheken nicht zurückkaufen kannst?“ Saeton durchbohrte ihn förmlich mit den Augen.

Randall nickte.

„Aber deine Pferde, deine Wagen, dein Haus in Hatfield?“

Mit großen Augen sah Randall ihn an. „Was b-bildest du dir ein?“ rief er aufs höchste erregt. „Ich kann doch d-d-das Haus nicht verkaufen! Es ist seit Generationen im Besitz der Familie. Und meine Pferde, d-d-das kommt überhaupt nicht in Frage!“ Das Blut war ihm ins Gesicht geschossen, und seine Augen nahmen einen verstockten Ausdruck an. „Es t-tut mir l-l-leid, Bill“, wiederholte er. „Aber mehr Geld holst du nicht aus mir heraus. Mein Rechtsanwalt hat mich gewarnt...“

„Zum Teufel mit deinem Rechtsanwalt!“ knurrte Saeton. „Kannst du denn nicht begreifen, daß wir innerhalb von zwei Monaten...“ Er sprach den Satz nicht zu Ende. Er hatte die Verstocktheit in Randalls Augen gesehen, drehte sich voller Verachtung um und stellte den Motor ab. Langsam erstarb das Motorengeräusch. Seine Hand krallte sich um die Propeller-nabe, an die die Luftschraube befestigt werden sollte, und dann wandte er sich langsam Reinbaum zu. „Also muß ich mit Ihnen verhandeln, Mr. Reinbaum. Stimmt's?“ Ruhig und beherrscht hatte er das gesagt.

Reinbaum strahlte und verbeugte sich zustimmend.

„Was für Bedingungen stellen Sie, damit wir mit unserer Arbeit fortfahren können?“

Reinbaum schüttelte den Kopf. „Es tut mir leid, Mr. Saeton. Ich spekuliere nicht.“

„Ich habe Ihnen doch einigermaßen erklärt, worum es uns hier geht“, sagte Saeton. „Wir werden doch gewiß zu irgendeinem Kompromiß kommen können?“

„Das Angebot, das ich für Ihr Flugzeug und die Ausrüstung bekommen habe, ist auf achtundvierzig Stunden befristet.“ In einer etwas entschuldig-

genden Geste spreizte Reinbaum die Hände. „Und wenn Sie die Zinsen nicht bezahlen können, bin ich gezwungen, dies Angebot anzunehmen.“

„Sie wissen verdammt gut, daß wir nicht zahlen können. In zwei Monaten...“

„Ich brauche das Geld jetzt, Mr. Saeton.“ Langsam kam etwas mehr Nachdruck in Reinbaums Stimme.

„Aber wenn Sie noch zwei Monate warten...“ Saetons Stimme klang verzweifelt. „Zwei Monate sind doch keine lange Zeit, und innerhalb dieser Frist treibe ich bestimmt Geldgeber auf, die...“

„Ich wiederhole, wenn Sie die fälligen Zinsen nicht bezahlen, dann...“ Reinbaum zuckte die Achseln.

Saeton wandte sich ab, und im Licht, das durch die hohen Fenster hereinfiel, sah ich, daß ihm Tränen in die Augen gestiegen waren. Langsam trat er an die Werkbank heran und spielte, uns den Rücken zuwendend, nachdenklich mit den Drähten der Armatur, an denen er so viele Stunden fleißig gewickelt hatte.

„Nun, dann ist es wohl abgemacht“, sagte Reinbaum und blickte zu Randall hinüber, dessen Gesicht zu einer Maske erstarrt war. „Kommen Sie, Herr Major.“

Blitzhaft wurde mir klar, daß damit mein Unterschluß hier auf dem Flugplatz von Membreu illusorisch werden würde. Ich glaubte an Saeton und war entschlossen, ihm zu helfen, die Tudor in die Luft zu bringen. Das Geld, das ich beim Hinausschmuggeln der Flugzeuge ins Ausland und durch andere Arbeiten verdient hatte, war doch nicht ganz ehrlich verdient. Was kümmerte es mich, was ich damit anfangen? Wahrscheinlich tat ich ohnehin besser daran, es einfach fortzuwerfen, und warum sollte ich es dann nicht in den Dienst dieser Sache stellen?

„Einen Augenblick“, sagte ich daher, als Reinbaum und Randall sich zum Gehen wandten: „Ich habe Sie nicht ganz verstanden. Handelt es sich darum, daß eine von diesen Hypotheken fällig ist?“

Randall schüttelte den Kopf. „Nein, nur die Zinsen dafür.“

„Die Zinsen?“ rief ich aus. „Um was für eine Summe handelt es sich?“

„Um tausendeinhundertundfünfzig Pfund“, murmelte Randall.

„Können Sie die wirklich nicht aufbringen?“ wandte ich mich daraufhin an Saeton. „Können Sie nicht irgend etwas verkaufen?“

Er schüttelte den Kopf. „Wir haben uns auf das Allernotwendigste beschränkt“, erklärte er müde, „und können nicht ein einziges Stück entbehren. Im übrigen ist alles und jedes hypothekarisch belastet. Alles.“

„Aber Sie besitzen doch sicher etwas Privatvermögen?“ Ich ließ nicht locker.

„Schweigen Sie!“ fuhr er mich an. „Machen Sie sich etwa ein Vergnügen daraus, mir mit aller Deutlichkeit vor Augen zu führen, daß ich keinen roten Heller mehr besitze? Ja, so stehen die Dinge. Seit letztem Monat leben wir auf Kredit. Mein Bankkonto ist mit mehr als hundert Pfund überzogen. Carter sitzt genauso in der Tinte wie ich. Und nun fragen Sie bloß noch, ob ich denn keine Freunde hätte! Ich habe keine Freunde, die mir elfhundertfünfzig Pfunde vorschießen würden.“ Er wandte sich an Randall und Reinbaum. „Und jetzt hinaus mit Ihnen! Unternehmen Sie, was Ihnen beliebt!“

Sie wandten sich abermals zum Gehen, und ich rief sie ein zweites Mal zurück: „Moment mal! Elfhundertfünfzig Pfund also?“

Es war Reinbaum, der antwortete: „Der genaue Betrag beträgt elfhundertzweiundfünfzig Pfund, vier Shilling und sieben Pence.“

„Dann stellen Sie mir bitte eine Quittung aus“, sagte ich und suchte mein Scheckbuch aus der Brieftasche hervor.

Er stand da und starrte mich an, als hätte sich plötzlich die Erde vor ihm

aufgetan. „Eine Quittung, bitte, Mr. Reinbaum“, wiederholte ich.

Langsam trat er auf mich zu. „Wer garantiert mir, daß Ihr Scheck auch honoriert wird? Ich stelle keine Quittung aus...“

„Dann hätten Sie doch das Gesetz auf Ihrer Seite“, beschwichtigte ich ihn. „Können Sie mir die Schriftstücke zeigen, aus denen hervorgeht, daß Sie auch wirklich der rechtmäßige Besitzer dieser Hypotheken sind?“ Ich genoß es förmlich, sein verdutztes Gesicht zu sehen, genoß die plötzliche Stille, die sich im Hangar ausgebreitet hatte. Niemand sprach ein Wort. Reinbaum blickte mich verständnislos an. Aus irgendeinem mir unerklärlichen Grunde schien er das Geld gar nicht haben zu wollen. Ich dachte daran, auf welche Weise ich zu diesem Geld gekommen war, und war plötzlich froh darüber, mich in dieses Unternehmen eingelassen zu haben, denn irgendwie erschien mir jetzt alles ganz sinnvoll und folgerichtig.

Saeton war der erste, der sich wieder faßte. „Hören Sie zu, Fraser! Ganz abgesehen davon, daß ich das eigentlich nicht zulassen kann, hilft es uns auch nicht sonderlich, verstehen Sie. Wir haben noch mehr Schulden, und außerdem müssen wir noch die nächsten zwei Monate leben.“

„Darüber bin ich mir klar“, erwiderte ich. „Was brauchen Sie als Minimum, damit Sie das Flugzeug startbereit bekommen?“

Er zögerte. „Noch einmal tausend Pfund.“ Neues Leben kam in seine Stimme. „Sehen Sie, das Metall und die Gußstücke haben wir bereits. Wir haben überhaupt alles. Alles, was wir brauchen, ist ein wenig Geld, um die dringendsten Rechnungen und unseren Lebensunterhalt bezahlen zu können.“ Seine Erregung legte sich, und er war mit einem Mal wieder ganz nüchtern. „Um uns bis zum Ende weiterzuhelfen und die Zinsen für die Hypotheken zu bezahlen, brauchen Sie fast zweieinhalbtausend Pfund.“

Ich setzte mich und schrieb den Scheck für Reinbaum aus. „Auf welchen Namen soll ich ihn ausstellen?“ fragte ich.

„Weiner, Reinbaum und Co.“, gab er mir widerstrebend Bescheid.

Als ich die Summe ausschrieb, berührte Saeton meine Schulter. „Haben Sie wirklich zweieinhalbtausend Pfund auf Ihrem Bankkonto?“ fragte er ungläubig.

„Nein, auf meinem Bankkonto nicht“, antwortete ich, „aber zusammen mit meiner Lebensversicherung stehe ich dafür gut.“

Daraufhin schwieg er, legte mir die Hand auf die Schulter und drückte sie stumm.

Ich sah die Schriftstücke durch, die Reinbaum zögernd seiner Aktentasche entnahm, überreichte ihm dann den Scheck und erhielt die Quittung dafür. Saeton hatte die ganze Zeit hinter uns gestanden, und als der kleine Herr sich aufrichtete, sagte er zu ihm: „Es waren die Motoren, auf die Sie scharf sind, nicht wahr, Reinbaum?“ Unheimlich kalt hatte er das gesagt.

„Ich bin auf überhaupt nichts scharf“, antwortete Reinbaum ihm. „Mich interessiert nur das Geld.“ Doch schien er selbst zu wissen, daß Saeton ihm das nicht glauben würde, denn er fügte rasch hinzu: „Meine Kunden allerdings sind am Chartergeschäft interessiert.“

„Und wer, wenn ich fragen darf, sind diese Kunden?“ fragte Saeton immer noch mit derselben kalten Stimme.

„Das kann ich Ihnen leider nicht sagen.“

Behutsam packte Saeton ihn am Kragen. „Die Motoren sind es, hinter denen Sie her sind, nicht wahr? Und irgend jemand hat Ihren Kunden gegen eine kleine Belohnung verraten, daß Sie im Besitze der Hypotheken sind.“ Er wandte sich an Randall. „Hättest du auf diese Hypotheken schon Geld geliehen, als du zuletzt hier warst, im Oktober?“ fragte er.

„Das weiß ich nicht genau“, sagte dieser widerwillig. „Vielleicht.“

„Hast du es irgend jemand gegenüber erwähnt? Else gegenüber vielleicht?“

Randall lief rot an. „Möglich, daß ich's getan habe. Ich weiß es nicht mehr, ich...“

„Irgendeinem hergelaufenen Flüchtlingsmädchen erzählst du das, und mir nicht?“ Saetons Gesicht war weiß vor Wut. „Und dabei bist du Direktor meiner Gesellschaft, Herrgott!“ Er packte den kleinen Reinbaum am Revers und schüttelte ihn durch. „Wer sind Ihre Kunden?“ schrie er ihn an, und ich fürchtete, er werde ihm das Genick brechen.

Reinbaums Brille fiel zu Boden. Hilflos fuchtelte er mit seinen plumpen Händen in der Luft umher, und das Gold seines Ringes blitzte. „Bitte“, rief er. „Ich hole die Polizei...“

„Nein, das werden Sie nicht tun.“ Saeton lachte durch die zusammengepreßten Zähne hindurch. „Sie haben keinen Freund hier unter uns. Jeder wird schwören, ich hätte mich niemals an Ihnen vergriffen. Also, heraus mit der Sprache: Wer sind Ihre Kunden?“ Er schüttelte ihn hin und her, bis er schrie, und dann stieß er ihn von sich wie einen Mehlsack. Reinbaum stolperte über einen Hocker und tappte dann auf dem schmutzigen Zementfußboden herum. „Nun?“ fragte Saeton, der über ihm stand.

Blind tastete Reinbaum nach seiner Brille. Saeton beförderte sie mit einem Fußtritt zu ihm hin, nahm dann Reinbaums Aktentasche, durchsuchte sie und streute die Papiere, die ihm nichts bedeuteten, über den Fußboden. Schließlich schien er gefunden zu haben, was er suchte, und seine Augen verdunkelten sich vor Wut, als er sie las. „Himmel!“ rief er aus. „Von daher also weht der Wind!“ Er stopfte sich den Brief in die Tasche und starrte auf Reinbaum hinunter. „Wie haben Ihre Leute erfahren, daß ich den Typ und das Baumuster habe?“ fragte er. „Woher haben sie das erfahren?“ Als Reinbaum eigensinnig den Kopf schüttelte, kehrte Saeton sich von ihm ab, murmelte: „Na, schön. Das spielt ja auch gar keine Rolle“ und schob dem immer noch auf dem Boden Liegenden mit dem Fuß die Aktenmappe hin. „Und jetzt machen Sie, daß Sie hinauskommen!“

Reinbaum ergriff die Aktentasche, stopfte seine Papiere hinein und floh.

„So, das wäre das“, sagte Saeton. Wie ein Stier in der Arena, der einen Matador durch die Luft gewirbelt hat und jetzt zornfunkelnd nach dem nächsten Ausschau hält, stand Saeton in der Mitte des Hangars. Seine Augen blieben auf Randall haften. „Bist du dir darüber klar, was du angerichtet hast? Um ein Haar hättest du...“ Er sprach den Satz nicht zu Ende und ging langsam, aber stetig auf Randall zu. „Du bist als Direktor meiner Gesellschaft vollkommen ungeeignet.“ Dann blieb er stehen, und Randall stotterte ein paar unverständliche Entschuldigungen hervor. „Setz dich!“ befahl Saeton mit wutbebender Stimme. „Du bestätigst mir jetzt schriftlich, daß du zurücktrittst.“

„Und wenn ich mich weigere, zurückzutreten?“ Randall war ganz blaß geworden, und obwohl er Saeton den Kopf zugewandt hatte, wich er seinem Blick aus.

„Wenn du dich weigerst, zurückzutreten!“ Unter Saetons Augen zeigten sich jetzt hektische Flecken. „Was hast du denn getan, während wir uns hier abschufteten, um etwas Verfüntigtes zusammenzubauen? Kannst du mir das wohl sagen? Gespielt hast du! Gespielt mit der Zukunft meiner Gesellschaft. Carter und ich, wir rackern uns nicht vierundzwanzig Stunden jeden Tag für jemand ab, der niemals auch nur einen Finger gerührt hat, um...“

„Das stimmt nicht“, protestierte Randall. „Wer hat denn die Dinger zuerst aus Deutschland herausgebracht? Du hättest sie niemals bekommen, wenn ich sie nicht für dich auf einem meiner Wagen durchgeschmuggelt hätte. Und wer hat das Geld für die Weiterkonstruktion vorgeschossen? Jedesmal, wenn du mich um Geld gebeten hast, habe ich...“

(Fortsetzung folgt)

## Aus der Vogelschau

### ZB-Foto-Quiz-Auflösungen

Zu Foto 1: St.-Markus-Platz in Venedig

Zu Foto 2: Christiansborg in Kopenhagen

Zu Foto 3: Schloß Versailles mit Spiegelsaal

Zu Foto 4: Notre-Dame in Paris



# WAHRE GESCHICHTEN

## Reingefallen

Stolz berichtete der Londoner Bürger F. W. Hornsby seiner Zeitung, daß er den ersten Kuckucksruf des Jahres vernommen habe. Seiner Aufmerksamkeit wegen fand er öffentliches Lob. Kurz darauf gestand er tapfer, daß er sich durch die Kuckucksuhr eines Nachbarn habe narren lassen.

## Rache

Zornig stellte der Farmer Ralph Hale in Charleston, Südkarolina, fest, daß ein Unbekannter immer wieder heimlich seinen Benzin-Vorratstank anzapfte. Kurzenschlossen schüttete Hale zwanzig Pfund Zucker in den restlichen Treibstoff. Schon wenige Tage später wurde in einer nahen Reparaturwerkstatt ein Auto mit vollkommen verklebtem Motor eingeliefert.

## Sabotage

Bis auf weiteres muß eine Frau in Newton Abbot, Südwestengland, ihre Wäsche mit der Hand wringen. Auf der Wringmaschine im Schuppen hat sich ein Rotkehlchenpaar sein Nest gebaut.

## Majorität

Einen großen Chorabend veranstaltete der Frauengesangverein von Weymouth an der britischen Kanalküste. 150 Frauen standen auf der Bühne und sangen. Unten im Saal saßen 40 Zuhörer.

## Passend

Den Choral „Land der reinen Freude“ sang ein Chor bei einer Hochzeit in Melbourne. Es heiratete gerade ein Fräulein Land.

## Irrtum

Eine falsche Nummer wählte Frau Poston in Tucson im Staate Arizona, als sie eine Freundin anrufen wollte. Entsetzt hörte sie eine Männerstimme um „Hilfe aus der Not“ flehen. Sofort alarmierte sie die Polizei. Die Beamten wählten dieselbe Nummer und wurden mit dem „Telefonischen Gebets-Dienst“ einer Methodistenkirche verbunden.

## Pferdekur

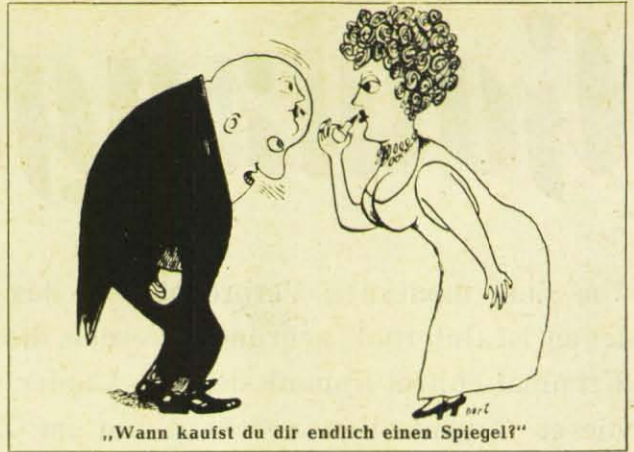
Als Pferdepfleger auf der Rennbahn von Inglewood in Kalifornien fand man den 51jährigen Wissenschaftler Albert Clark Reed wieder, der vor sechs Jahren spurlos verschwunden war. Er war damals mit geheimen Luftfahrtforschungen beschäftigt. Auf seine Spur kam die Polizei erst jetzt, als die Rennbahnleitung seine Fingerabdrücke im Rahmen einer routinemäßigen Überprüfung an das Bundeskriminalamt in Washington sandte. Reed muß damals das Gedächtnis verloren haben. Er weiß keinen Grund dafür anzugeben, weshalb er plötzlich seine Arbeit und seine Familie verließ. An seine jetzige Beschäftigung habe er sich inzwischen aber so gewöhnt, daß er lieber bei seinen Pferden bleiben wolle.

## Vater unter Strom

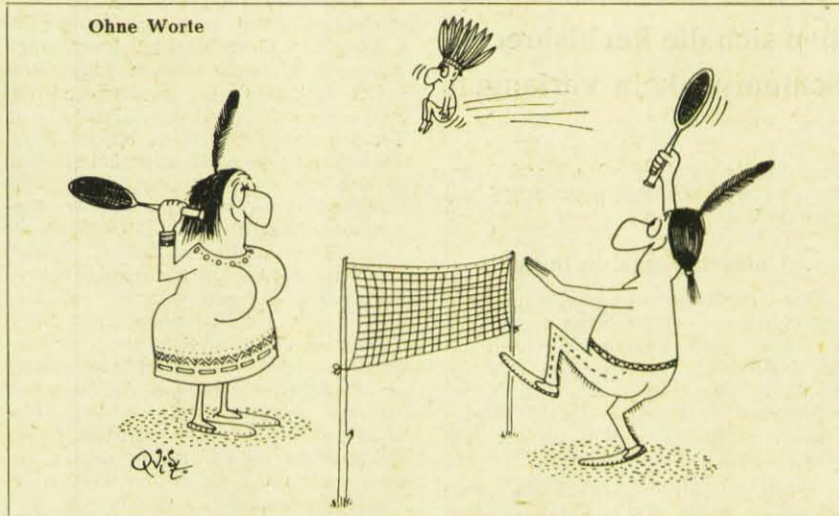
Hinter elektrisch geladenem Stacheldraht hielt der 60jährige Filmvorführer Daniel Cole aus Stayton, Ohio, seinen 88jährigen Vater gefangen. Wegen Körperverletzung hat er sich jetzt vor Gericht zu verantworten. Die Polizei wurde von Nachbarn aufmerksam gemacht, die tagelang Schreie von Coles Grundstück gehört hatten. Mehrere Beamte legten sich auf die Lauer und sahen, wie Cole seinen Vater schlug und mit Wasser übergießt. Innerhalb der Umzäunung fanden sie ein Zelt mit einer primitiven Bettstelle, zerlumpte Wolldecken und einen alten Tisch, an dem ein Löffel mit einer Kette befestigt war.



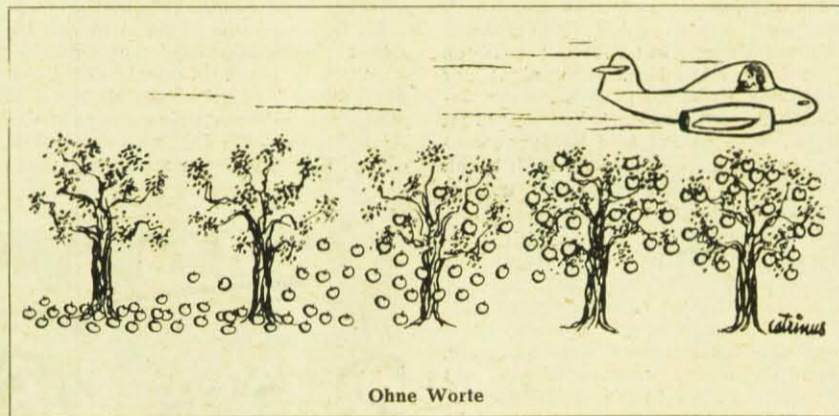
Der Löwe ist krank



„Wann kaufst du dir endlich einen Spiegel?“



Ohne Worte

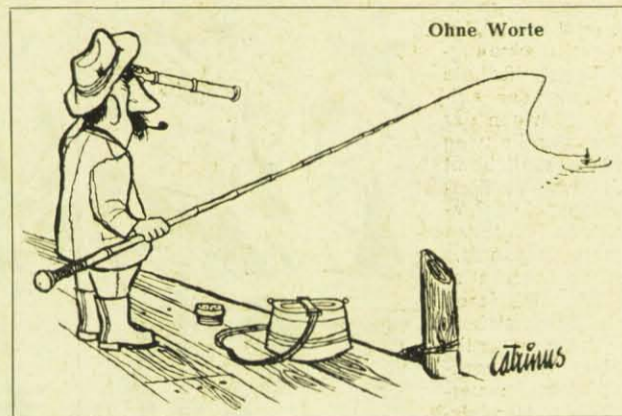


Ohne Worte

# Die bunte Palette



„... und nun möchte ich fortfahren, Ihnen die Vorzüge meiner Krawatten aufzuzählen!“



Ohne Worte



„Ein Glück, daß die Kinder groß genug sind, um sich allein zu beschäftigen!“

## Komisch, nicht?

### Dann natürlich!

Der amerikanische Komiker Bob Hope wollte seinem Freund Red Skelton zum Geburtstag ein Glückwunsch-Telegramm senden. Um sich einen Spaß zu machen, schrieb er jedoch nicht seinen Namen darunter, sondern „Dwight D. Eisenhower“.

„Das geht nicht“, erklärte der Beamte am Postschalter. „Sie dürfen doch nicht einfach den Namen unseres Präsidenten mißbrauchen.“

„Dann schreiben wir eben Bob Hope“, meinte Hope bedauernd.

„Ebenso unmöglich“, sagte der Beamte.

„Ich bin aber Bob Hope“, klärte Hope ihn auf.

Da strahlte das Gesicht des Beamten. „Ach, soooo! Dann dürfen Sie natürlich auch Dwight D. Eisenhower schreiben.“

### Der Mann mit 40 Flanellhosen

Mit 40 verschiedenen Stoffmustern für Flanellhosen bereist ein Londoner Schneider die USA. In Florida bestellte ein Kunde Hosen in allen 40 Mustern. Jede Hose kostet 40 Dollar.

### Ferien von ihr

Palke war in die Ferien gefahren. Er schrieb heim: „Ich liege im hohen Gras, Schmetterlinge und lose Falter umflattern mich...“ Antwortete Frau Palke bissig: „Du scheinst ja in eine recht nette Gesellschaft geraten zu sein.“

### So war es früher!

„Frauenspersonen, Geisteskranken, Schülern und Lehrlingen ist die Zugehörigkeit zu politischen Vereinen verboten...“ So bestimmte es das deutsche Vereinsgesetz, das bis zum Jahre 1908 gültig war. Auf Grund dieses Gesetzes durften Frauen auch nicht an politischen Versammlungen teilnehmen und wurden, so sie dort angetroffen wurden, „rigoros entfernt“.

### Endstation

In eine Cocktailbar wird in Las Vegas, der Glücksspielstadt in Nevada, der Rumpf eines Riesenbombers aus dem zweiten Weltkrieg umgebaut. Das Flugzeug hat einmal rund 30 Mill. Dollar gekostet.

# Goldauge sei wachsam!

Um dem modernen Verbrechertum das Handwerk zu legen, ist „Interpol“ gegründet worden, die Internationale Kriminal-Polizei-Kommission. 53 Länder haben sich in dieser Organisation vereinigt, um im Zusammenspiel ihrer Polizeikräfte ein Fangnetz über die ganze Erde zu breiten. In seinen Maschen sollen sich die Rechtsbrecher selbst in den abgelegensten Schlupfwinkeln verfangen.

Wir saßen in Werner W.s kleinem, gemütlichem Büro. Ich hatte den Stenostift gespitzt und eine ganze Batterie Fragen auf der Zunge. Werner, mein Freund Werner, hat einen für mich als Journalisten hochinteressanten Beruf — er ist Kriminalrat. Er sagt: „Eigentlich haben die Berufsverbrecher gegen uns wenig Chancen...“

„Na, höre mal...! In der Bundesrepublik sind zwischen 1953 und 1957 2 262 452 Straftaten nicht aufgeklärt worden. Die Zahlen stammen nicht von mir, sondern von einem Bundestagsabgeordneten, und wenn ich mich nicht irre, ist die Meldung über United Press veröffentlicht worden. Was sagst du dazu?“

Werner zündet sich eine Zigarette an. „Die Meldung ist nicht ganz vollständig. Erstens fehlt die Angabe, wieviel Straftaten voll und ganz mit den Mitteln der modernen Kriminalistik aufgeklärt worden sind. Zweitens müßte man wissen, wieviel Gelegenheitsdiebe und andere Rechtsbrecher darunter sind, Leute, die es einmal und nicht wieder tun, die also in keiner Verbrecherkartei zu finden sind. Wenn sie einmal erwischt und ‚verbucht‘ werden, dann...“ Er zuckt ausdrucksvoll mit den Schultern.

„... dann habt ihr sie, willst du sagen?“

„Nein, aber dann wächst die Chance, daß wir sie bekommen. Denk nur an die Interpol...“

In meinem Beruf ist es unmöglich, von dieser weltweiten Organisation noch nichts gehört zu haben. Aber das ist eine mehr theoretische Kenntnis. Als Laie kann man sich verhältnismäßig wenig darunter vorstellen. Das sage ich ehrlich meinem kriminalistisch erfahrenen Gegenüber.

Werner steht auf, geht zum Schrank und holt ein Buch heraus. Ich sehe den Umschlag. Eine Hand mit einer Lupe, einen vielfach vergrößerten Fingerabdruck und in gelber Schrift „Interpol“. Werner läßt mir Zeit, den Band durchzublättern. Ein paar Stellen sind angestrichen. Hier ein Absatz über Goldschmuggel.

„Goldschmuggler und Rauschgiftreisende knobeln rastlos neue Tricks aus, um ihre Waren in den Verkehr einzuschmuggeln.“ Der Goldschwarzhandel floriert also, floriert wie noch nie. Im Westen — und noch viel mehr im Osten. Indien ist eines der reichsten Abnehmerländer. Doch wie kommt das Gold dorthin? Nun, das Buch gibt Auskunft, aber es verrät auch, wie man gegen die Schmuggler vorgeht, wie man ihnen auf die Schliche kommt:

„... Lufttransporte helfen mit, das goldgepanzerte Krokodil — oder welche Bestie immer den illegalen Markt beherrscht, zu füttern.“ Auf einem indischen Flughafen werden eintreffende Passagiere neuerdings von einem „Goldauge“ unter die Lupe genommen. Es ist konstruiert wie das amerikanische Inspektoskop, das sogenannte „Dritte Auge“ für Zollbehörden, und es läßt ein Glöcklein erklingen, sobald es Gold „entdeckt“ hat. Zumindest einmal

verursachte es ein großes Durcheinander und eine ziemlich peinliche Situation im Zollgebäude.

## Goldschmuggel in Indien

Drei Hindufrauen, prächtig anzusehen in ihren bunten Saris, sagten, als sie an die Reihe kamen, sie hätten weder Gold noch irgendwelche Juwelen am Leibe. Aber ein paar Augenblicke später, als sie vor dem „Dritten Auge“ standen, fing bei allen dreien die Glocke heftig an zu klingeln.

„Aber wir haben kein Gold“, wiederholten sie in einem Chor der Enttäuschung. Weibliche Beamte ordneten dann an, daß sie sich auskleiden sollten, aber obwohl die Leibesvisitation mit bewährter Gründlichkeit erfolgte, kam kein Körnchen, auch nicht der Schimmer eines Körnchens zutage. Jedoch das „Goldauge“ konnte nicht lügen. War es auf ihre Seidengewänder gerichtet, reagierte es auch nicht. Aber sobald es auf ihre Leiber gerichtet wurde, klingelte es.

Eine Röntgenaufnahme enthüllte bald darauf das Geheimnis, dessen sie sich so sicher waren: Sie hatten jede eine erhebliche Menge Goldkörnchen verschluckt und, wie der Röntgenoperator deutlich erkannte, eine kostbare, wenn auch im wahrsten Sinne des Wortes schwere Mahlzeit im Magen.“

Ich blättere weiter: „Banditen per Flugzeug“ — das interessiert mich. „Für Schwarzhändler“, heißt es da, „für Diamantdiebe, Rauschgiftschmuggler, Hochstapler, überhaupt für die ganze wohlhabende Innung der aalglatten, schmutzigen Angehörigen der Unterwelt, ist heutzutage der Luftweg die wichtigste Verbindungsmöglichkeit zu ihren Aktionsgebieten. Verführt durch die außerordentlichen Annehmlichkeiten, die die regulären Fluglinien ihren Passagieren bieten, fliegen die Banditen nicht nur, um ihre internationalen Coups zu landen oder sich deren Folgen durch die Flucht zu entziehen, sondern auch, wenn Schmuggel ihr eigentliches Arbeitsgebiet ist, besonders, um ihre kleinen, leicht zu versteckenden Mengen illegaler Handels-güter schnell auf den besten und am meisten gewinnversprechenden Märkten abzusetzen. Ihr Operationsgebiet umfaßt die ganze freie Welt. Die Schnelligkeit, mit der sie ihre Coups landen oder verduften, hängt nur von der Geschwindigkeit der Verkehrsmaschinen ab, in denen sie ihre Plätze buchen. So muß jetzt, wo es möglich ist, in 100 Stunden um den ganzen Erdteil zu fliegen, Interpol seine Kräfte blitzschnell einsetzen, um Gauner zu schnappen, die so schlau sind, die Vorteile dieser hohen Fluggeschwindigkeiten auszunutzen.“

Verfolgung in eigenen Polizeimaschinen kommt nicht in Frage. Es hat keinen Sinn, von superschnellen Maschinen einer Weltluftpolizei zu träumen,

Drei Hindufrauen, prächtig anzusehen in ihren bunten Saris, erklärten: „Wir haben weder Gold noch Juwelen!“ Aber das „Goldauge“ ist nicht zu betrügen, es entlarvte die Sünderinnen im Handumdrehen.

mit Geschwadern von Verfolgungsflugzeugen, die auf der Jagd nach flüchtigen Gaunern über die Kontinente brausen.

## Fliegende Gauner

Solche Vorstellungen mögen zwar die Phantasie erhitzen, aber sie sind mit den tatsächlichen praktischen Bedürfnissen nicht zu vereinbaren. Die Göttin der Gerechtigkeit kann auch ohne sie mit verbundenen Augen unbeirrt weiterregieren, solange die Fluggeschwindigkeiten hinter dem Tempo der drahtlosen Nachrichtenübermittlung beachtlich zurückbleiben, so daß die über Funk durchgegebene Information — zuweilen unter Einschaltung des Internationalen Büros als Vermittlungsstelle — schnell genug von dem Zentralbüro eines Landes zu dem eines anderen gelangt, um jene blitzartigen Verhaftungen zu ermöglichen, von denen sich mancher fliegende Strolch verwundert fragen muß, ob seine ganze Strategie, die in vielen Stunden ausgearbeitete schlaue Planung und die perfekte, darüber hinaus kostspielige Durchführung seiner Tat überhaupt noch der Mühe wert war.“

Das Buch geht ins Detail, gibt Beispiele, schildert die Methoden der Gesetzesbrecher sämtlicher Sparten.

Da bediente zum Beispiel in der Züricher Bahnhofstraße ein Juwelier ahnungslos einen Diamantdieb. Als der „Kunde“ verschwand, blieben ihm statt der kostbaren Steine einige Stückchen Bergkristall. Der mit sich selbst ohne Zweifel überaus zufriedene Gau-

ner verlor keine Zeit, fuhr geradewegs zum Flughafen, bestieg eine Sabena-Maschine nach Brüssel und befand sich schon zwei Minuten später in den Lüften. Als die Züricher Polizei von dem Diebstahl erfuhr, hatte die Maschine bereits die französisch-belgische Grenze überflogen. Es ging um Sekunden! Interpol in Brüssel reagierte, nachdem es die Personalbeschreibung empfangen hatte, blitzschnell. Es jagte einen Jeep mit Beamten zum Flughafen. Zu spät! Die Maschine war bereits gelandet, die Fluggäste, darunter ihr Mann, mit dem Zubringerbus unterwegs ins Stadtzentrum.

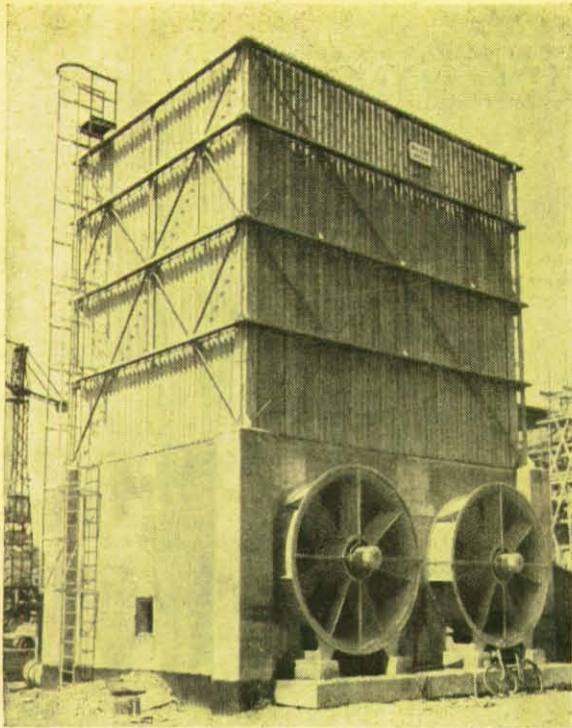
Sofort herum mit dem Jeep und hinterher! Und zur Erleichterung des leitenden Polizeiinspektors erwischte er den Bus gerade in dem Augenblick, als sein Mann mit dem Schatz unterm Arm eben die Hoteltreppen hinaufstieg...

## Maschinen, leicht wie Vögelchen

Natürlich geht nicht immer alles so glatt. Internationale Gangster verstehen sich darauf, die vielfältigen Möglichkeiten der Luftverbindungen in jede Richtung auszunutzen und ihre Taktiken häufig und mit erstaunlicher Fixigkeit zu ändern... Der Möglichkeiten, das Flugzeug im Dienste des Verbrechens zu mißbrauchen, sind viele. Maschinen, „leicht wie Vögelchen“, stehen zur Verfügung, die auf engstem Raum landen, Agenten überall absetzen, illegale Waren per Fallschirm abwerfen oder Schwarzhandelsware weitab von den kontrollierten Straßen unbemerkt an Bord nehmen können.



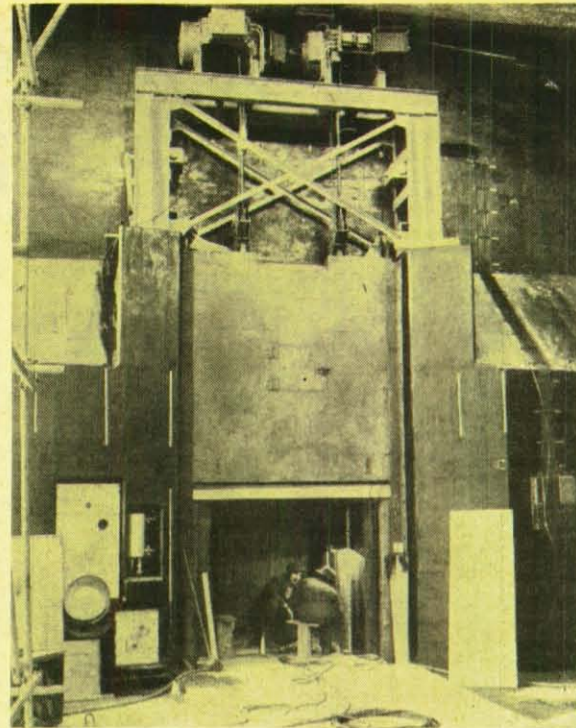




**Der Kühlturm** mit den großen Ventilatoren nimmt eine wichtige Stellung in dem geschlossenen Kühlkreislauf ein. Nach Ansicht von Fachleuten soll der Atomreaktor von Geesthacht wirklich der sicherste der ganzen Welt werden.

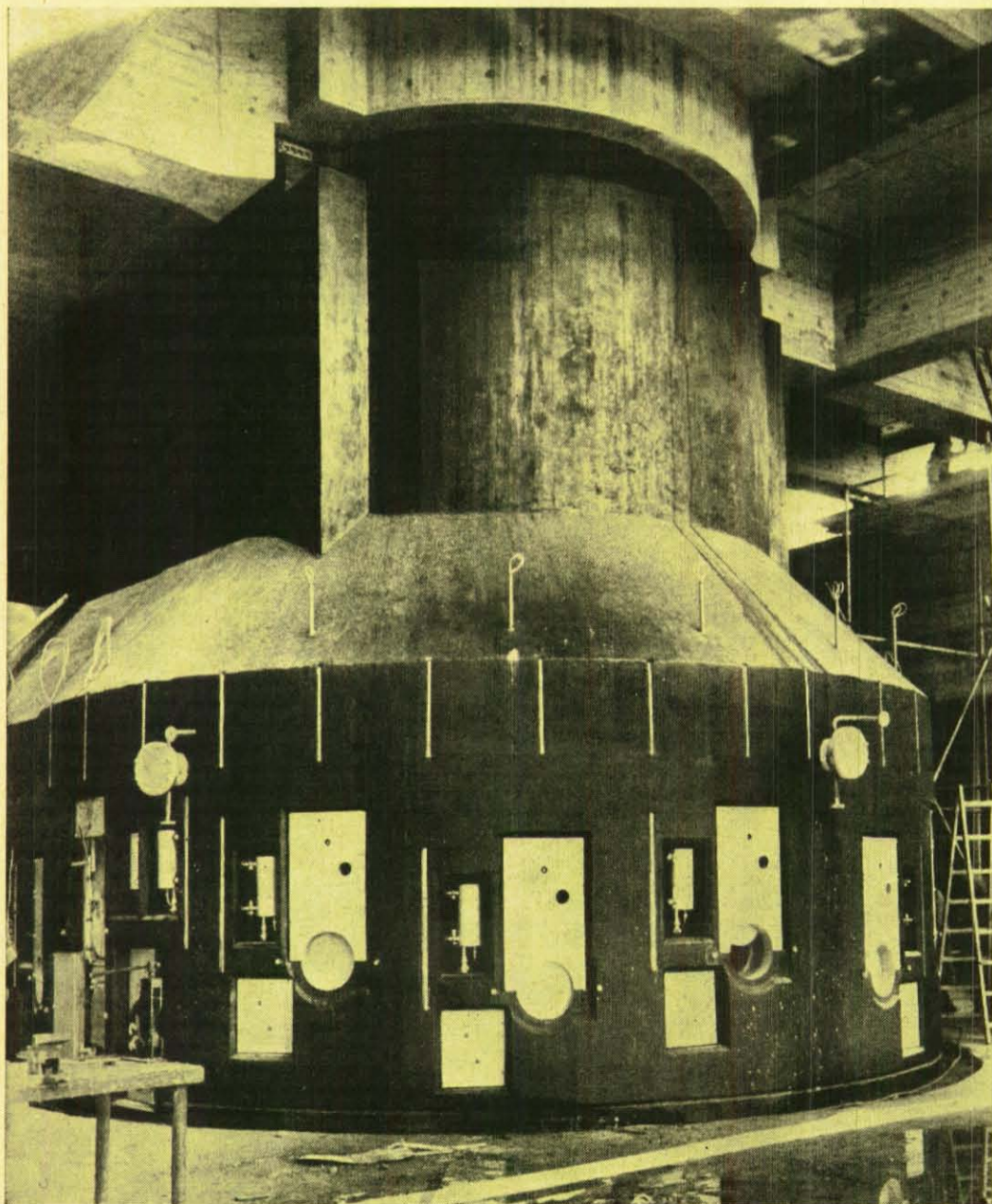


**Der Blick auf die Elbe** mit ihrem weiten Hinterland ist noch von Kränen und Gerüsten verstellt. Später aber werden die Forscher aus ihren Arbeitszimmern und Laboratorien diesen wundervollen Weitblick ungestört genießen können.



**Fünfzehn Tonnen** wiegt die Stahltür der sogenannten „Thermischen Säule“. Sie ist aus Stahl und 32 Zentimeter dick. — Im September soll der Reaktor mit einiger Verspätung eingeweiht werden.

## In der Nähe von Hamburg, bei Geesthacht, entsteht Der sicherste Atomreaktor der Welt



**Im Juli sollte das Werk der „Kernenergieverwertung für Schifffahrt und Schiffbau“ — so ist die offizielle Bezeichnung des Atomreaktors Geesthacht — fertig sein. Man rechnet jetzt mit einem Abschluß der Bautätigkeit frühestens im September. Dafür aber wird dieser Reaktor der sicherste der Welt werden. Der Leiter ist Prof. Erich Bagge.**

„Vergleiche mit den USA haben gezeigt, daß unser Reaktor der sicherste ist“, sagen die Wissenschaftler und Forscher in Geesthacht. Und sie sind nicht wenig stolz darauf, denn die Auflagen für den Bau dieser Forschungsanstalt haben sie selbst den Behörden vorgeschlagen. Es ist schon ein Novum, daß der Bauherr die Auflagen für sein Haus selbst vorschlagen muß. Aber die Behörden haben ja noch keine Erfahrung auf diesem Gebiet.

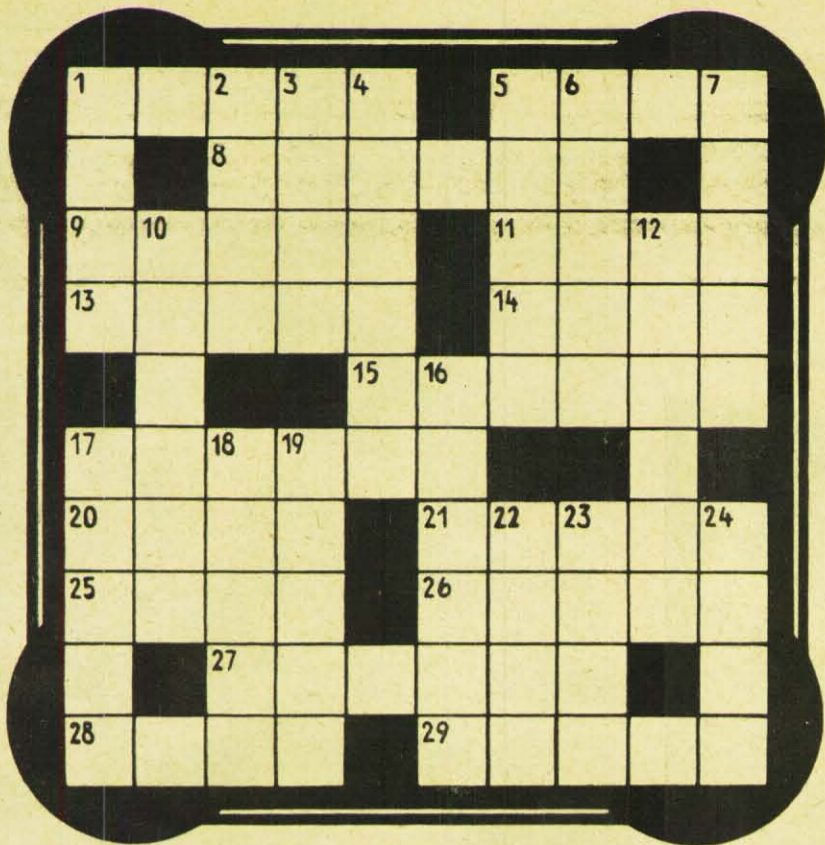
Das alte Sprichwort, daß Konkurrenz das Geschäft hebt, hat sich auch hier wieder einmal bewährt. In den USA sind schon 25 U-Boote, die mit Atomkraft fahren sollen, auf Stapel gelegt. „Da müssen wir nachziehen, um konkurrenzfähig zu bleiben“, sagten sich die am Schiffbau interessierten Länder Schleswig-Holstein, Niedersachsen, Hamburg und Bremen.

Und so entstand der Betonblock auf dem Gelände der einstigen Munitionsfabrik Krümmel in Geesthacht, der wie eine Art Schublade in einen Erdhügel hineingeschoben ist. Der eigentliche Reaktor mit den von den USA geliehenen aluminiumverkleideten Stäben aus schwerem Uran schwimmt in einem riesigen Wasserbecken von zehn Meter Höhe. Der größte Teil dieses Wasserbeckens und die Bestrahlungskammer liegen in dem Erdhügel. Eine 2,40 Meter dicke Mauer aus schwerem Beton, die zur Wasserseite noch mit Stahl verkleidet ist, schützt die Forscher in dem großen Arbeitsraum an der Frontseite der „Schublade“ vor schädlichen Strahlen. Kreisrunde Löcher, die geöffnet wie Geschützrohre aussehen, nehmen kleinere Strahlungsbündel für Experimente auf. Für Experimente, die größere Strahlungsbündel erfordern, wurde eine „Thermische Säule“ eingebaut. Diese Säule ist eigentlich ein viereckiges Loch, 1,50 Meter hoch und ebenso breit. Es wird bei Nichtbenutzung mit Graphitziegeln gefüllt und von einer 32 Zentimeter dicken Falltür aus Stahl, die fünfzehn Tonnen schwer ist, verschlossen. Das im Bassin befindliche, radioaktiv verseuchte Wasser (es hat nicht mehr als vierzig Grad Wärme) wird durch einen geschlossenen Kühlkreislauf, zu dem auch der große Kühlturm mit den riesigen Ventilatoren gehört, regeneriert.

Und wo bleibt der sogenannte „Atom Müll“, die Verbrennungsrückstände, die festen Teilchen, die von dem Betonbassin ins Wasser hineinbröckeln können? Die Uranstäbe (sie könnten ununterbrochen hundert Tage und Nächte „brennen“) werden an die Vereinigten Staaten, in dicke Bleimäntel verpackt, zurückgegeben zur Aufbereitung. Der sonstige „Müll“ wird in zehn „Mülleimern“ aus Beton gesammelt und bleibt dort liegen, bis seine Radioaktivität abgeklungen ist. „Unsere Müllkästen reichen für viele Jahre“, versichern die Wissenschaftler. Um ganz sicher zu gehen, prüfen sie schon jetzt in Geesthacht die Radioaktivität der Luft.

◀ **Vor gefährlichen Strahlen** schützt die Forscher eine 2,40 Meter dicke Betonwand, die innen noch mit Stahl verkleidet ist. Die kreisrunden Löcher, die geöffnet wie Geschützrohre aussehen, lassen kleinere Strahlungsbündel für Experimentierzwecke vom eigentlichen Reaktor aus, der im Wasser schwimmt, eindringen. — Fotos: Niese

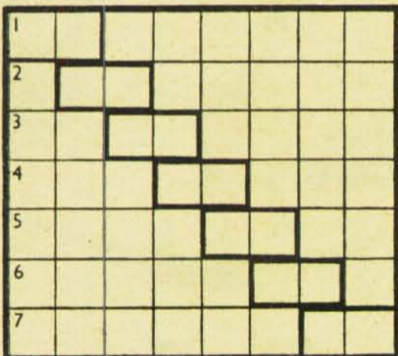
Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Haustier, 5. das Kind davon, 8. Fabelname des Storches, 9. Nebenfluß des Rheins, 11. Gemüse, 13. deutscher Ägyptologe und Schriftsteller, 14. Lasttier, 15. Verdi-Oper, 17. Ährenborste, 20. Drama von Ibsen, 21. Niederschlag, 25. französischer Schriftsteller, 26. weiblicher Vorname, 27. Schlangenart, 28. Berg in Palästina, 29. Einbringung der Ackerfrucht.

Senkrecht: 1. Keimträger, 2. Nagetier, 3. Blutbahn, 4. Gesteinsbildung, 5. Wäschestück, 6. Kurort in Graubünden (Schweiz), 7. weiblicher Vorname (Koseform), 10. Oper von Weber, 12. Teil der Tasse oder eines Kruges, 16. weiblicher Vorname, 17. christlich-dogmatischer Begriff, 18. Kampfplatz, 19. Provinz der Südafrikanischen Union, 22. Nebenfluß der Fulda, 23. europäische Hauptstadt, 24. Weinernte.

Stufenrätsel



Waagrecht sind achtbuchstabile Wörter nachfolgender Bedeutung einzutragen. Die stark umrandeten Felder nennen, von oben links nach unten rechts gelesen, einen afrikanischen Berg.

1 asiatisches Volk, 2. Unterhaltungsgelder, 3. Stadt in Syrien, 4. Pakt, 5. Überschuh, 6. europäische Hauptstadt, 7. spanischer Hut.

Rätsellösungen aus Nr. 15

Kreuzworträtsel mit magischem Gitter: Waagrecht: 1. Kanton, 6. Najade, 10. Atair, 11. Ira, 12. Uriel, 15. Reise, 17. Radon, 20. Aas, 22. Rotterdam, 24. sie, 25. Ruete, 27. Asien, 29. Anio, 30. Esra, 31. Flor, 32. Inka, 33. Theo, 35. Ulme, 37. Mob, 38. Bon, 39. Nuri, 41. derb, 44. Eton, 45. Rial, 46. Inge, 51. Niel, 53. Siena, 55. Stola, 56. Sen, 57. Brombeere, 62. Ton, 63. Seele, 64. Spind, 66. Ebert, 67. Ehe, 68. Taine, 69. Metier, 70. Letter. — Senkrecht: 2. Aar, 3. Niere, 4. Trio, 5. Niet, 6. Narr, 7. Juda, 8. Aroma, 9. DIN, 10. Alaun, 13. Leier, 14. Garant, 16. Star, 18. Aden, 19. Renate, 21. Seife, 23. Erb, 24. Sisal, 26. Dolomiten, 28. Sekundant, 34. Heu, 36. Mur, 39. Neisse, 40. Regen, 42. Eliot, 43. Bilanz, 47. Niete, 48. Idol, 49. Bob, 50. Reep, 52. Eloge, 54. Albert, 55. Senat, 58. Reti, 59. Meer, 60. Esel, 61. Ritt, 63. See, 65. die. — Magisches Gitter: A. Sarabande, B. Samarkand, C. Sarkasmus, D. Edinburgh.

„Immer zwei“: Biber, Robbe, Erika, Nelke, Tanne, Aborn, Nebel, Orkan = Brentano.

# Der Fischer von Neapel

Erzählung von Anneliese Einfeldt

„Attenzione . . . ! Attenzione . . . !“ schrien die Lastenträger auf der Straße nach San Elmo im Südwesten von Neapel und trieben die Maultiere mit schnellem Schlage an. Nahe lag zu Häupten das Kastell, dessen Mauern heute als Militärgefängnis dienen. Nur scheu streifte Vincenzos Blick darüber hin, lieber schon ruhte das Auge auf dem Bau des Klosters San Martino, das stolz seine Pracht entfaltete. Beides aber war nicht Vincenzos Ziel. Der braune Bursche, gleich den anderen Lastenträgern besorgt, auf dem Wege voranzukommen, bog geschickt den eiligen Gespannen aus, die über den Corso Vittorio Emanuele zum Salvatore-Rosa-Platz hinabrollten, und deren kleine struppige Pferde bald das nahe Ufer gewannen, indes Vincenzo nunmehr auf dem steilen Wege die Höhe zum Kastell erklimmte.

Jeden Freitag wanderte Vincenzo Vandetto nach San Elmo und bot in Villen und Landhäusern auf dem schmalen Hügelrücken seine Fische zum Kauf, die der Esel wohlverpackt in Körben trug. Jeden Freitag erhandelte der Bursche so seine Lire, die er für das ärmliche Zimmer bei Mutter Santuzza brauchte und einige Kuchen mit eingebackenen Fischen, die neben dem eigenen Fang seine einzige Nahrung für die Woche waren. Den Rest des Geldes vertat er beim Spiel. Nie sah man Vincenzo Vandetto an einem anderen Wochentag oder gar des Sonntags arbeiten. In der Nacht zum Freitag fuhr er mit den Netzen hinaus; sonst trug ihn das Boot nur am Abend, wenn Vincenzo in der Bucht von Neapel im östlichen Teil der Stadt zur Zeit der Dämmerung dahinfuhr und zum Klang einer Laute die „Luisella“ mit viel Liebe und schöner Stimme ertönen ließ.

An einem Freitag, da die Sonne heißer denn je herabstrahlte, ging Vincenzo auf dem Wege nach San Elmo hinan, und Wünsche wie auch Hoffnungen trübten das erstmal seine Zufriedenheit. Weiß Gott, Vincenzo hatte bislang nie Sehnsucht nach Rebhuhn und Kapaun gehabt.

Nunmehr aber brachte Lola, die Tochter des reichen Weinutbesizers, Unruhe in Vincenzos Leben.

Vincenzo also schritt den Weg zur Höhe in schweren Gedanken. Er mußte sein jetziges Leben, das ihm behagte, aufgeben, so hatte Antonio Cemballo die Bedingung gestellt. Das letztmal war der Fischer mit den Netzen hinausgefahren. Der morgige Tag schon sollte ihn in den Weinbergen finden: denn einmal würden Vincenzo als Gatten der reichen Erbin diese Weingüter selbst gehören.

Das war nun eine glänzende Aussicht, die sich dem armen Vincenzo eröffnete, und jeder andere hätte wohl an seiner Stelle sich nicht lange bedacht, aber Vincenzo hatte seinen Stolz. Einen übertriebenen Stolz, sagte Lola. Einen echten Stolz, urteilte die kleine Pepita.

Man soll nicht glauben, daß Pepita bislang in Vincenzos Leben eine Rolle gespielt hatte. Das Mädchen stand abseits, und nur alle Gedanken ränkten sich um Vincenzo, den Pepita kannte, seit er bei Mutter Santuzza wohnte. Pepita war erst sechzehn Jahre, aber sie liebte Vincenzo mit dem Ungestüm ihrer Jugend. Als der Fischer gar in den Weinbergen des reichen Cemballo auftauchte, war sie glücklich, viele Stunden am Tage in seiner Nähe zu weilen.

Mit Sorge sah Pepita indes die Unmutsfalten auf Vincenzos Stirn, und was Lola im Trubel fröhlicher Stunden verborgen blieb, waren Zweifel und Sorgen, die Pepita mit dem Blick eines liebenden Mädchens erriet.

Wochen waren inzwischen vergangen. Jeden Freitag nun wartete man in den Landhäusern von San Elmo vergeblich auf Vincenzos Erscheinen. Die Arbeit der Weinberge hielt den Burschen Tag für Tag gefangen. Er trug jetzt einen lichten, ungefleckten An-

zug, seinen Kopf schützte ein Hut, wie Vincenzo ihn sein Lebtage nicht besessen hatte. Aber der Mann war nicht fröhlicher. Wenn Lola bei ihm war, schwanden die Unmutsfalten, und Vincenzo schalt sich töricht, voll Launen und Undankbarkeit. Des Abends saßen sie oft am Strand, aber Vincenzo hatte verlernt, die „Luisella“ im dämmernen Schein zu singen.

Das neue Dasein bedrückte ihn. Keiner unter den Weinbergarbeitern, mochten sie auch einst Gefährten aus dem östlichen Teil Neapels sein, war ihm freundlich gesonnen, keiner gönnte Vincenzo in Wahrheit die reiche und schöne Lola, die einst Herrin des ganzen Besitzes sein würde. So war Vincenzos Stellung von vornherein schwierig. Lola lachte nur zu des Bräutigams Worten. Für sie hob sich Vincenzo aus der Reihe der Burschen heraus, er gehörte nicht zu ihnen, sollte sich auch nimmer zugehörig fühlen. Vincenzo aber blieb bedrückt, und ohne zu wollen, sehnte er sich nach seinen Netzen.

Mochte das bessere Leben ihn bereits gefangen nehmen, er dachte doch oft an die vergangene Zeit zurück. Auch beim Fischfang konnte man sein Geld verdienen. Oft war Vincenzo nahe daran, die Weinberghacke beiseite zu werfen, und nur Pepitas sanfte Bitten, ihre klugen Worte hielten ihn zurück. Es ging Vincenzo seltsam mit diesem jungen Geschöpf. Es hatte ihn vom ersten Tag an mit freundlicher Bestimmtheit geleitet, und der Bursche war nicht schlecht dabei gefahren.

So war es der kleinen Pepita vorbehalten, unter den Arbeitern des Weinbergs für Vincenzo zu sprechen, so lag in ihren Händen das Schicksal des armen Burschen. Es trug sich zu, daß trotz eifriger Kontrolle des Verwalters große Geldbeträge fehlten, und an jedem Ersten im Monat die Verluste sich fühlbarer bemerkbar machten. Schon wurde der reiche Cemballo mißtrauisch. Bislang hatte die Kasse gestimmt, erst seit Vincenzos Mitarbeit da war, zeigten sich die Unregelmäßigkeiten. Lola schien ungeduldig, und für Vincenzos Ahnungslosigkeit zogen schwere Stunden herauf.

Durch des Verwalters Schwatzsucht waren die Verluste den übrigen Weinbergarbeitern kein Geheimnis geblieben. Man verschloß sich Vincenzo mehr denn früher. Er sah betroffen die eisigen Mienen, das verächtliche Gebaren. Der Mann suchte nach einem Grunde, ohne ihm auf die Spur zu kommen. Lola wich Vincenzos Fragen aus. Der Vater Cemballo verschloß sich allem Drängen, und Vincenzo stand ratlos bis zu dem Augenblick, da ihm Pepitas mutiges Bekennen die Augen öffnete.

„Schämt euch“, hörte Vincenzo ihre helle Stimme durch das Fenster des Schuppens. „Man hat schnell einen Menschen verdächtigt. Nie wird Vincenzo unseren Herrn bestehlen. Nie, sage ich euch!“

Vincenzos Atem stockte. Nun vernahm er das Ungeheuerliche. Man hatte ihn verdächtigt. Der Verwalter, Cemballo und auch Lola. Alle Träume schwanden in Nichts. Es stellte sich jedoch bald die völlige Unschuld Vincenzos heraus. Danach schien alles wie sonst, nur der Verwalter verlor seine Stelle, da ihm der Betrug nachgewiesen werden konnte.

Lola blieb viele Wochen dem Weinberg fern. Sie schämte sich ihrer Zweifel. Man sah sie oft auf der Riviera di Chiaja in Begleitung reicher Männer, die besser zu ihr paßten als Vincenzo, der wieder die Netze zum Fischfang rüstete und die Braut wohl schon vergessen hatte: denn am Abend fuhr er mit dem alten Fischerboot auf das Meer hinaus. Zu den Tönen seiner Laute sang er die „Luisella“, indes Pepita am Steuer hockte.

Mutter Santuzza aber sprach davon, daß sie zwei Stuben freimachen wollte, wenn man im Frühjahr Hochzeit feiern würde.

**ZB** Illustrierte, Zeit-Berichte + Zeit-Bilder für Menschen im Atomzeitalter. Ersch. 14tägl. im Verlag Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstr. 39-41, Ruf 2 13 61. Chefredakteur: Fried. Walter Dinger. Verantwortlich für Zeit-Berichte: Heinrich Deurer. Zeit-Bilder: Dr. Volker Werb. Ziviler Bevölkerungsschutz: Artur Baumann. Redaktion Köln, Merlostraße 10/14, Ruf 7 01 31. Manuskripte und Bilder nur an Redaktion, bei Einsendungen Rückporto beifügen. Für unverlangte Beiträge keine Gewähr. Anzeigenverwaltung: Verlag und Anzeigenverwaltung Karl Vater, München 8, Prinzregentenstr. 144, Telefon 44 59 66. Verantwortlich: Georg Vater. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 3 gültig. Druck: Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39. Alleinauslieferung für das Saargebiet: Josef Leismann, Saarbrücken III, Johannisstraße 4, Preis sfrs. 60 — einschließlich Zustellgebühr. Alleinauslieferung für Belgien: Agence et Messageries de la Presse, Bruxelles, Rue du Persil 14A22, Preis sfrs. 7.—. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Dr. Gerhard Bartsch, Salzburg, Bergstraße 8, Telefon 6 83 26, Preis S. 3.50 In Österreich. Bezugsbedingungen: Einzelpreis 50 Pf. Abonnements nehmen der Verlag und alle Postämter entgegen. Monatlicher Bezugspreis DM 1.08 (zuzüglich Zustellungsgebühr DM 0.06).

# Für Frau

# und Familie



**Blühende Kostbarkeit**

Die **bizarren Orchideen** sind wohl die phantasievollsten Blüten der Natur. Hier die „Phajus Grandifolius“, eine ostasiatische Art.



**Maßanzüge für Purzel und Schnucki**

Für schlechtes Wetter können Sie Ihrem vierbeinigen Liebling einen Maßanzug aus Popeline anfertigen lassen. Der Foxterrier muß die Sache erst einmal beschnuppern an seinem Pudel-Freund, bevor er bei Frauchen auch um eine solche Kleidung vorstellig wird. Besser ist besser!



**Kinder haben es schwer!**

Ab und zu in die Badewanne — sprich Eimer — müssen auch die Negerkinder, obschon bei ihnen der Schmutz gar nicht richtig zu sehen ist. Mit einem großen Schwamm lassen sie sich geduldig einseifen, denn sie wissen: Widerstand ist doch völlig zwecklos!



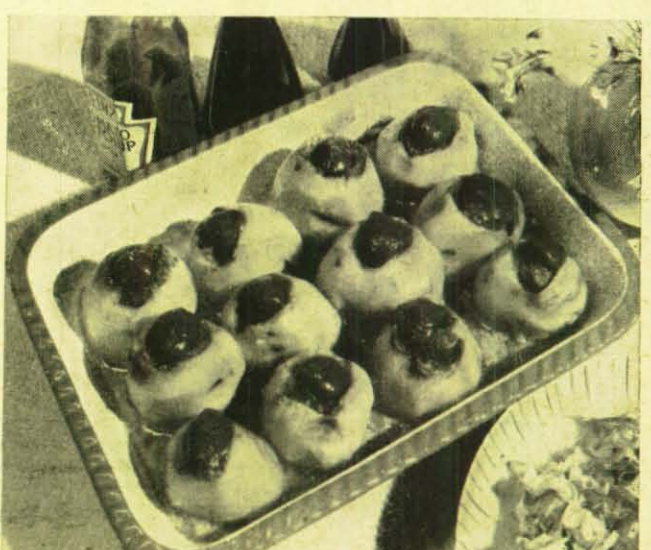
◀ **Kalbsleber im Topf.** Die Leber putzen und in kaltem Wasser spülen, im Tuch abtrocknen und spicken. Im (möglichst eisernen) Topf die Butter bräunen, die gewürzte Leber darin gut anbraten, umwenden mit zwei Holzlöffeln. Die geputzten Mohrrüben, Zwiebeln und Champignons dazulegen und Brühe und Weißwein angießen, Tomatenmark zugeben. Alles schnell aufkochen lassen, gut abschäumen, den Topf schließen und im Ofen bei guter Mittelhitze ca. eine Stunde kochen lassen. Die Leber herausnehmen, in Scheiben schneiden und auf heißer Platte anrichten, Sauce binden, die Leber mit den Beilagen umlegen. Dazu Salzkartoffeln und frischen Kopisalat servieren.



▶ **Eier auf Sellerie, Schinken und Käse.** Gleich große Selleriescheiben kocht man gar in leicht gesalzenem Wasser mit einem Schuß Essig, läßt sie erkalten und bestreicht sie dann dick mit Schmelzkäse. Darauf setzt man rund ausgeschnittene Schinkenscheiben von entsprechender Größe und setzt als Krönung rund ausgestochene Spiegeleier obenauf. Das Ganze auf einer mit Salatblättern belegten Platte geschmackvoll anrichten.

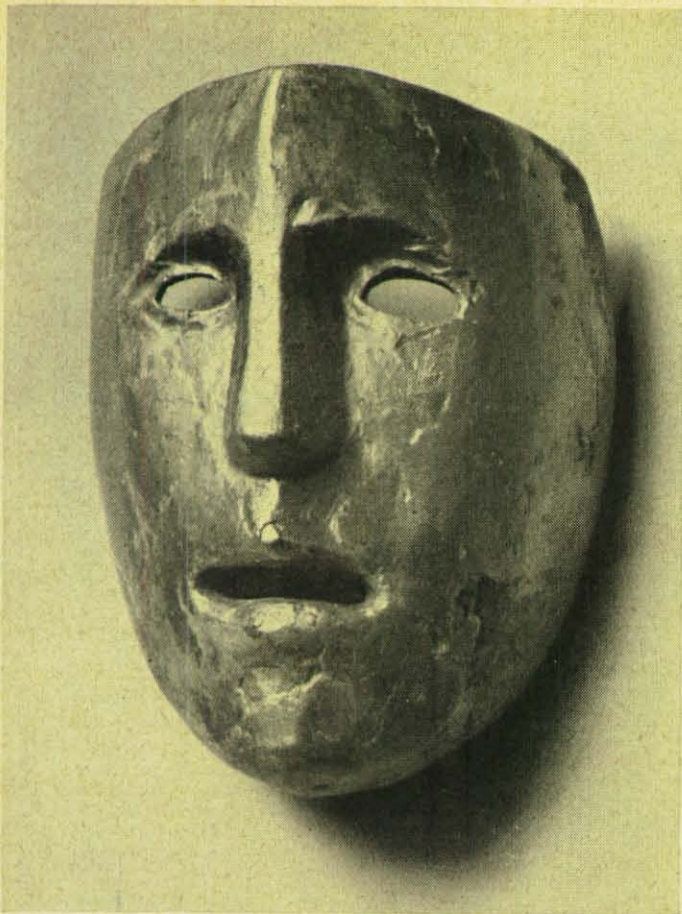


◀ **Steinbeißer Singapur.** Man bereitet einen Pfannkuchenteig mit Reismehl und brät dünne helle Pfannkuchen. Etwas Wirsingkohl in schwach gesalzenem Wasser garkochen, feinschneiden. Steinbeißerscheiben in Weißwein gardünsten, würfeln. Kohl, Steinbeißer und einige Käsewürfel vermengen, mit etwas Currytunke (Fischsud mit etwas kalt angerührtem Gustin binden, kräftig mit Currypaste abschmecken) binden und jeweils auf eine Pfannkuchenhälfte geben. Die andere Hälfte darüber schlagen, die Ränder mit etwas rohem Teig fest verkleben, dann in der Fritüre abbacken. Dazu reicht man Senfrüchte und Tomatenketchup.



▶ **Amerikanische Kartoffeln.** Zutaten: 12-16 möglichst große Kartoffeln, 375 g gemischtes Hackfleisch, ein Ei, eine feingehackte Zwiebel, Salz, Pfeffer, Muskat, 50 g Butter, eine Tasse Fleischbrühe, Tomatenketchup, Kopisalat. Die geschälten Kartoffeln mit einem Kartoffelformer aushöhlen, mit der gutgewürzten Hackfleischmasse füllen und in eine gutgefettete flache feuerfeste Form setzen, mit einer Tasse Fleischbrühe übergießen und im Backofen garen. Beim Anrichten etwas Tomatenketchup auf jede Kartoffel geben. — Fotos: Soltau

**Hier spricht Lucullus! Neue Rezepte, die Freude bereiten**



Ein kostbarer Preis

Die neueste Schöpfung des Bildhauers Hans Mettel ist diese Maske, die einer antiken Theatermaske gleicht. Sie wird alljährlich an die erfolgreichsten Nachwuchsdarsteller des deutschen Films in Gold und Silber verliehen. (DnF)

## Mein kürzestes Interview

Begegnung mit dem Film-Piraten Errol Flynn auf Mallorca

Dicht neben alten, unansehnlich-grauen, von spanischen Zollkreuzern gekaperten Schmugglerbooten streckt eine schwarze Jacht ihre drei Masten in den blauen Himmel der Urlaubs- und Trauminsel Mallorca. „Zaca“ steht in weißer Schrift am Heck des Schiffes, das niemand Geringerem gehört als dem „Herrn der Meere“ persönlich: dem aus hundert Filmen bekannten Errol Flynn. Der Landratte sei zum besseren Verständnis dieser Begebenheit vorweg gesagt, daß es auch unter Piraten (ungeschriebene) Gesetze gibt. Eines davon ist, daß sich niemand unangemeldet auf das Schiff eines Piraten begibt. Er könnte sonst Gefahr laufen, aufgekümpft zu werden.

Als ich die stolze Piratenjacht im Hafen von Palma de Mallorca entdeckte, ließ mich meine Journalisten-Neugier sogleich die Bekanntschaft von Pepe suchen. Pepe war seit vier Monaten bei Errol Flynn als Wachmann angestellt, hatte seinen Chef jedoch in dieser Zeit noch nicht zu Gesicht bekommen. Pepe wurde mit amerikanischen Zigaretten „bestochen“ und erzählte mir bereitwillig, daß er genauso neugierig auf seinen Chef sei wie ich. Dieser sollte nämlich jeden Augenblick — von London kommend — auf Mallorca eintreffen. Leider war der Filmpirat auch am nächsten Tag noch nicht da. Auch am übernächsten und dem darauffolgenden Tag noch nicht.

Aber dann war es doch soweit. Man sah es schon von weitem. Auf der Mole parkte ein alter schwarzer „Jaguar“, und vor dem Schiff standen die Menschen und starrten auf den blonden Seeräuber, der sich aus London eine ebenfalls blonde Begleiterin mitgebracht hatte. Ich sah mich bereits als glücklicher Besitzer eines gelungenen Interviews. Nicht so Errol Flynn, der breitbeinig, bekleidet mit Bart und offenem buntem Hemd auf seinem Schiff stand. Da warf ich alle Bedenken über Bord und marschierte über die Gangway geradewegs auf den gewichtigen Piratenchef zu.

Dieser war von dieser Kühnheit jedoch offenbar gar nicht beeindruckt, beantwortete meine Bitte nach einem Interview von Bord kurzerhand mit „No“, packte mich mit filmischer Gelassenheit am Kragen und „begleitete“ mich von Bord. Man sah seiner grimmigen Piratenmiene an, daß er mich am liebsten gleich an der nächsten Rah aufgekümpft hätte. Errol spielte seine Rolle großartig. „Don't you know the rules of the sea?“ — Kennen Sie die Gesetze der Meere nicht? donerte er mir nach. Die blonde Dame klatschte Beifall, und das umstehende Publikum, das glaubte, es handele sich um eine Filmszene, ebenfalls.



In zweifelhaften Lokalen der Riviera muß Bob Stanley (Eddie Constantine) verkehren. Als Geheimagent hat er die Aufgabe, sich einer Bande von Dollarfälschern auf die Fersen zu heften. Auch dieser Flirt ist wirklich rein „dienstlich“.



Das sind die „Blüten“, mit denen die Fälscherbande eine Revolution in Costa Salvador finanzieren will. Ausgerechnet im Wagen des Geheimagenten versucht eine schöne Frau, das Geld unbemerkt über die Grenze zu schmuggeln.

## Elternlose Kinder fanden eine neue Heimat

SOS-Dorf entstand am Ammersee



Ein Dorf für elternlose Kinder wurde kürzlich am Ammersee eingeweiht. Es ist das erste seiner Art in der Bundesrepublik. Das Dorf besteht bis jetzt aus drei fertigen Häusern, drei sind noch im Bau und zwei im Rohbau. Jedes dieser Häuser kostet ca. 60 000 DM, die von dem gemeinnützigen Verein „SOS-Kinderdorf“ aufgebracht werden. Diese Vereinigung umfaßt in Deutschland 43 000 Mitglieder, in Europa bereits über eine Million. Der Gedanke des Vereins ist es, elternlosen Kindern, die von Heim zu Heim und von Pflegeplatz zu Pflegeplatz herumgestoßen werden, wieder eine echte Heimat zu geben. — Bild links zeigt den Schöpfer des Kinderdorf-Gedankens, Hermann Gmeiner, mit einigen Kindern aus dem Kinderdorf Dießen. Im Hintergrund die neuerbauten Häuser, Bild rechts: Ein Junge verabschiedet sich von seiner Betreuerin, die er ganz einfach „Mutter“ nennt.



Es geht heiß zu in diesem neuen Eddie-Constantine-Film „Heiße Küsse — scharfe Schüsse“. Und nicht immer behält der verkappte Geheimagent die Oberhand. Aber wie in einem echten Reifer siegt er zum Schluß über die Gangster.

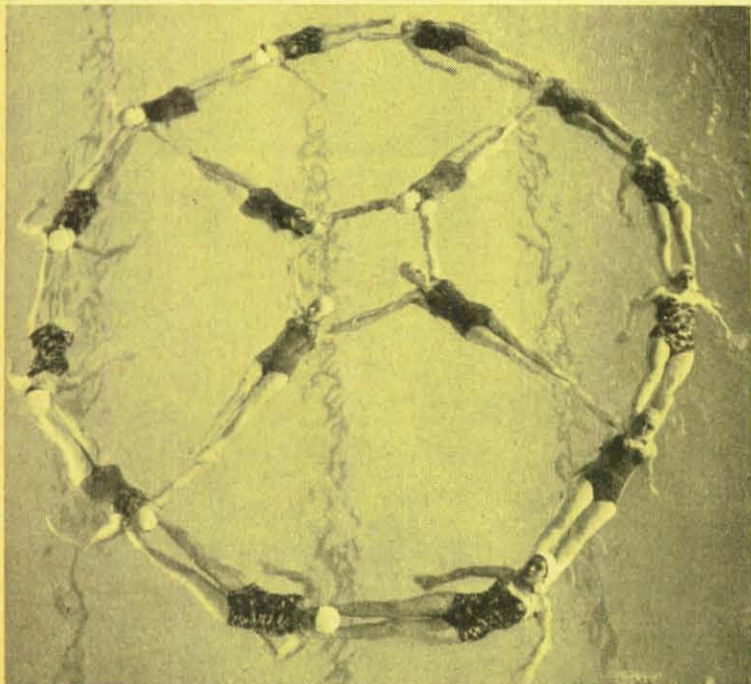


Die schöne Irene (Tilda Thamar) hat nicht viel übrig für Männer, die sich in ihre dunklen Geschäfte einmischen wollen. Schließlich aber wird sie doch hereingelegt und als „Chefin“ der Geldfälscherbande entlarvt. — Fotos: Constantin-Film

**Eddie Constantine  
wieder in Fahrt**



# Tanz der Nixen

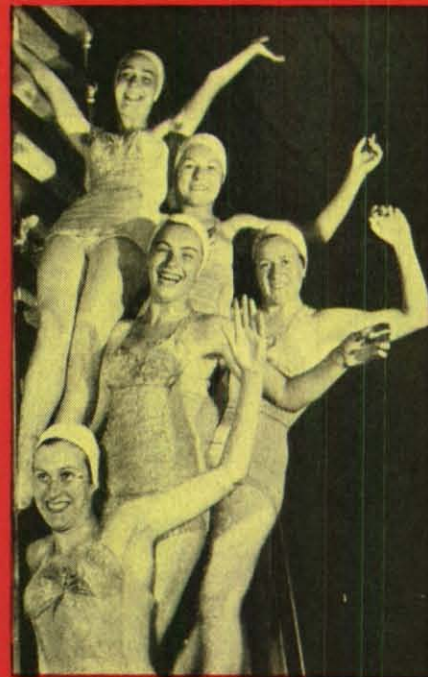


## Der richtige Sport für heiße Tage

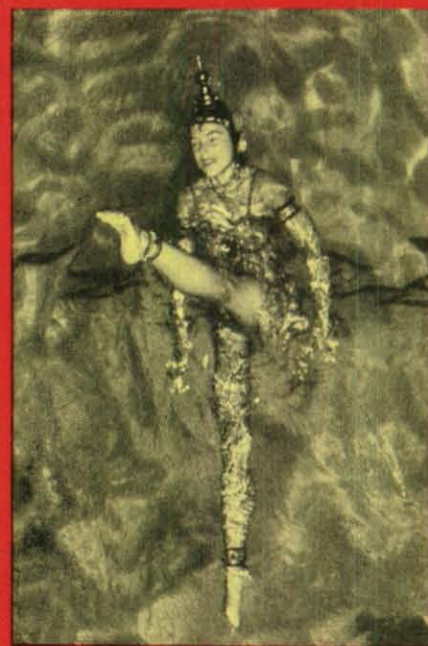
Die „Isar-Nixen“ aus München sind das bekannteste und erfolgreichste deutsche Wasserballett. Die eigentlich deutsche Art des Wasserballetts ist die des „Bilderreigens in Verbindung mit Kunstschwimmen“ — im Gegensatz zu dem amerikanischen „Synchron-Schwimmen“.

Die Voraussetzungen für das „Bildergehen“ sind absolute Sicherheit im Wasser, vollendete Körperbeherrschung, Kraft und viel Phantasie. Damit werden die verschiedenen Figuren in filigraner Vielfalt auf die Wasseroberfläche gezaubert ...

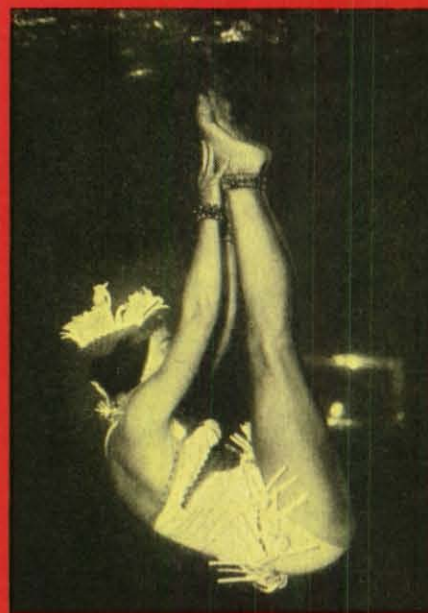
Der Erfolg der „Isar-Nixen“ stellte sich nicht von allein ein. Fleiß und harte Arbeit gingen voraus. Heute haben die Mädchen Einladungen in alle Welt.



JUNGE DAMEN aus allen Berufen im Alter von 16—25 Jahren haben sich im Münchner Damen-Schwimmverein zusammengeschlossen. Ihre Darbietungen verlangen gute Atemtechnik und allerstrengste Disziplin.



EINE SOLOEINLAGE zeigt dieses Bild. Schon in vielen großen Bassins haben die Münchner Nixen ihre Kunst gezeigt. Werden die Mädchen von magischem Licht angestrahlt, glaubt man, Najaden zu sehen.



DURCH EIN „BULLAUGE“ unterhalb des Wasserspiegels bietet sich dieser ungewöhnliche Anblick. Immer wieder begeistern die Sicherheit und die Körperbeherrschung der Mädchen unzählige Zuschauer.